



phot. Ed. van Delden in Breslau

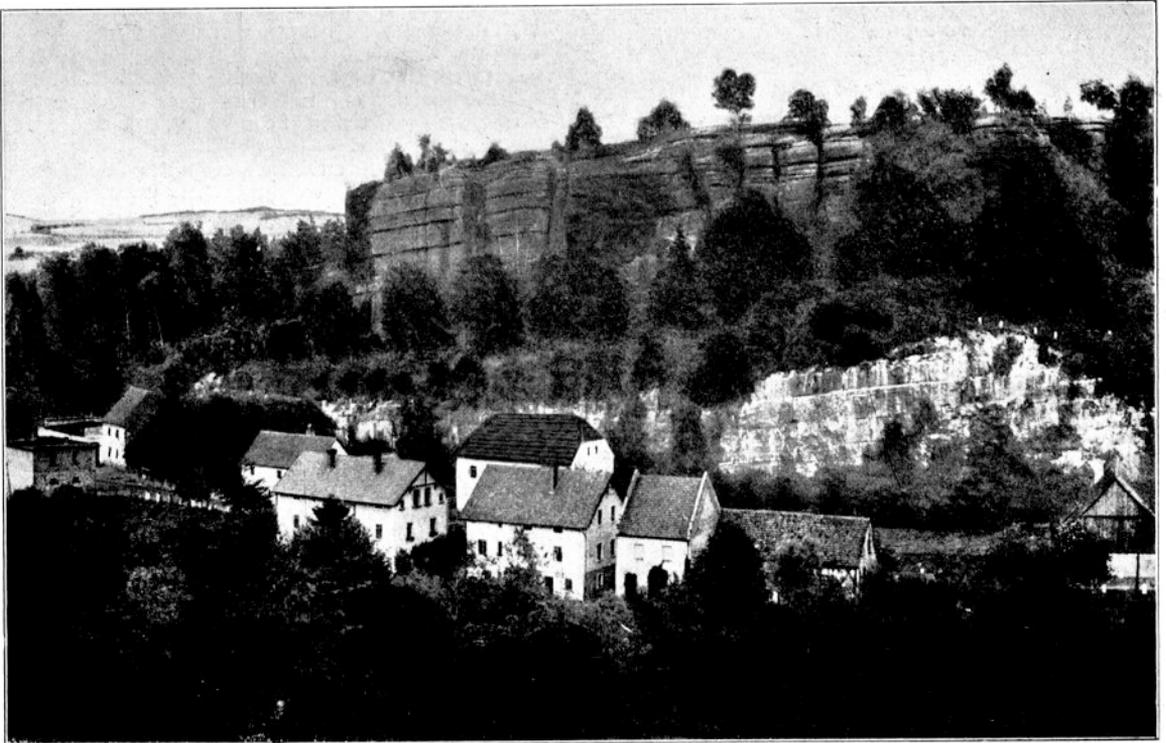
Die Schlacht an der Raabach
Gemälde von Eduard Raempffer
für die historische Ausstellung zur Jahrhundertfeier
der Freiheitskriege in Breslau

Gleitsche Chronik



6. Jahrgang Nr. 22

15. August 1913



Der jüngste Naturpark Schlesiens in der „Löwenberger Schweiz“





Das „Napoleonshaus“ in Löwenberg

Naturshutz

Naturshutzpark bei Löwenberg. Vor kurzem hat die Stadt Löwenberg als eine der ersten in Schlesien einen Naturshutzpark errichtet. Der Park hat eine Größe von ungefähr 10 bis 12 Hektar. Er bildet einen Teil des östlich von der Stadt gelegenen Stadtwaldes und stößt nördlich an den Platz, wo alljährlich das historische Blücherfest gefeiert wird. Nördlich grenzen an ihn die romantischen, infolge ihrer steilen Felspartien und uralten Baumgruppen sehenswerten Parkanlagen des bekannten „Buchholz-Restaurants“. Der Naturshutzpark ist mit Kiefern- und Fichtenhochwald, zum großen Teil aber auch mit jungem Laubwald und dichtem Niederholz bestanden. Eine gewaltige Wand felsiger, malerischer, hoher Sandsteinfelsen lagert sich ihm in einer Länge von etwa 400 Metern an der Nordgrenze vor. Am Zugange zum Parke soll eine Gedenktafel an die „Jahrhundertfeier“ aufgestellt werden. Klau

Aus großer Zeit

Das „Napoleonshaus“ in Löwenberg. Das stattliche alte Gebäude am Markte in Löwenberg, Ecke Laubaner Straße, ist als „Napoleonshaus“ bekannt. Obwohl es oft hohe Gäste beherbergt hat, so z. B. im Mai 1813 König Friedrich Wilhelm III. und den Kronprinzen, ist der Name des gewaltigen Eroberers allein an ihm haften geblieben. Napoleon traf am 21. August 1813 in Löwenberg ein und nahm Quartier im ersten Stock des damals dem Justizrat Streckenbach gehörigen Hauses. Hier leitete er den neuen Vormarsch seiner Truppen ein, welche vor den Verbündeten bis über den Bober zurückgewichen waren. Während der Kaiser mit seinen Generalen am 22. an der Tafel saß, empfing er die Nachricht von dem Vordringen der böhmischen Armee gegen Dresden; und diese Kunde soll ihn so aufgeregt haben, daß das Trink-

glas seiner Hand entfiel und zerbrach. Das herausgesprungene Stück enthielt das N mit der Krone, und dieser Umstand soll schon damals als ein böses Omen gedeutet worden sein. Tatsache ist, daß Streckenbach, während der Kaiser speiste, im Keller einen Brief mit wichtigen Mitteilungen an Blücher schrieb; die Botschaft wurde durch den Fleischer Schneider, welcher den angesehnen Bober durchschwamm, befördert. Napoleon verließ am 23. Löwenberg und zog mit den Gardes in der Richtung auf Dresden ab. In dem Speisezimmer fand man das zerbrochene Glas, welches sorgfältig aufbewahrt wurde und sich jetzt im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau befindet.

F. Reichel

Ein Brief an Blücher. Im „Rheinischen Merkur“ wurde in der Nummer vom 11. Juli 1815 folgender Brief eines Schlesiers veröffentlicht, der „seinen Traugott“ bei den Gardejägern stehen und an den Marschall Vorwärts deswegen geschrieben hatte:

Allerüberwindlichster Feldmarschall!

General, Herr General Vorwärts, Erzellenz!

Liebwerthester Herr Blücher!

Verzeihen Sie, Erzellenz, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Erzellenz, General Vorwärts, was ist das für eine infame Confusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinen Traugott bei den Gardejägern, er fennt Ew. Erzell. Vorwärts genau und gut, schon zweimal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Erzellenz demütigst, corrigiren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preußischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meyne; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwernoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die für's Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen. Ew. Erzellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist.

Ew. Erzellenz, unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, liebwerthester Herr Blücher, ich verbleibe ihr unterthänigster

Schornsteinfeger Matthias Keller
zu Schweidnitz 1814

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adieu.

Ausgrabungen

Wohngruben in Roschwitz, Krs. Glogau. Gutsbesitzer Leizner in Roschwitz, Krs. Glogau, dem das Breslauer Museum schon eine Reihe wertvoller vorgeschichtlicher Fundstücke verdankt, waren beim Schachten in seiner Sandgrube neue Wohngruben aufgefallen. Auf eine Mitteilung an das Museum wurden diese kürzlich untersucht. Es handelte sich im ganzen um fünf Gruben, die durch ihre schwarze Füllung am Rande der Sandgrube schon von weitem auffielen. Die genaue Untersuchung ergab, daß es sich um Anlagen aus zwei weit verschiedenen Perioden handelt. Drei Gruben, die durch ihre lehmige, graue Füllung sich von den anderen unterschieden, lieferten nur Scherben, die ihren Verzierungen und ihrer Technik nach in die Steinzeit gehören. Die anderen Gruben, darunter eine rechteckige Hausgrube, lieferten hartgebrannte, rote Ware, die sich durch ihre Technik als mittelalterlich kennzeichnet. In dieser Hausgrube wurde außer den Scherben eine Münze gefunden, ein Brandenburgischer Denar aus der Zeit nach 1450. Die steinzeitlichen Gruben lieferten eine Pfeilspitze aus Feuerstein und ein Steinbeil.

Gräberfund in Teszta bei Penzig. Die Anthropologische Gesellschaft in Görlitz veranstaltete in Teszta

bei Penzig eine Ausgrabung von geschichtlichen Gräbern, der Oberbürgermeister Enay bewohnte. Fünf Gräber, die aus dem 4. Jahrhundert vor Christi stammen sollen, erregten mit ihrem Leichenbrand, den Opferschalen und Fläschchen allgemeines Interesse. Von Metallgegenständen wurde ein Fingerring aus Bronze gefunden.

Funde

Münzenfund in Tschwitzschen bei Guhrau. Beim Ausschachten eines Kellers auf dem Grundstücke des Gastwirts Leuschner in Tschwitzschen wurde ein Topf mit zahlreichen alten Silbermünzen der verschiedensten Art gefunden. Sie stammen aus der Zeit Friedrichs des Großen und weisen zum größten Teil eine sehr gute Prägung auf.

Denkmäler

Denkmal für Julius Pintsch. Am 28. Juni weihte die Ortsgruppe Flinsberg des Riesengebirgsvereins ein Denkmal ein, welches sie ihrem verstorbenen Ehrenmitgliede, dem Geheimen Kommerzienrat Julius Pintsch, errichtet hat. 20 Jahre hindurch hatte der weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bekannte Großindustrielle auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens in Bad Flinsberg, wo er sich ein prächtiges Heim geschaffen hatte, Erholung gesucht und gefunden. Die große Liebe, welche er für die Schönheiten des Hergewaldes hegte, führte ihn sehr bald zum Anschluß an die R. G. V.-Ortsgruppe, deren Bestrebungen er mit offener Hand nach jeder Richtung hin unterstützte. Leider raffte ein früher Tod den treuen Gönner des Gebirgsvereins im Januar 1912 dahin. Nunmehr beauftragte dieser einen Schlesier, den Bildhauer Professor Johannes Boese in Berlin, bekannt als Schöpfer der Kaiser Wilhelm-Denkmal in Liegnitz und Posen, mit der Schaffung eines einfachen und würdigen Denkmals. In einer Umrandung von natürlichen Felsblöcken erhebt sich ein riesiger Granit-Findling, welcher das Bronzebildnis des Verewigten in naturgetreuer, künstlerisch hervorragender Ausführung trägt. Stimmungsvoll paßt sich das Denkmal der Umgebung an und hält das Gedächtnis eines Mannes wach, der mit rührender Liebe und unentwegter Treue an unseren Bergen hing.

Dr. S.

Einweihungen

Einweihung des Erholungsheims der Elisabethinerinnen in Maltwitz bei Canth. Am 18. Juni fand die feierliche Einweihung des von Dombaumeister, Baurat Ebers erbauten Erholungsheims der Elisabethinerinnen in Maltwitz bei Canth durch Kardinal Kopp statt. Der Kardinal fuhr im Automobil vor und wurde von dem Ortsvorsteher feierlich empfangen. Das Gebäude, das in herrlichster waldiger Umgebung an der Weistritz liegt, ist als Puzbau ausgeführt, mit Ziegeleinfassung der Fenster und Türen und mit roten Dachsteinen gedeckt. Die dreigeschossige Anlage besteht aus einem Hauptflügel, zwei Seitenflügeln und dem Kapellenflügel. Die Kapelle wird von einem kupfergedeckten Glockentürmchen überragt. Das Heim bietet hauptsächlich erholungsbedürftigen Frauen und Konvaleszenten Aufenthalt. Das Erdgeschloß enthält Räume für die Schwestern und Küchenanlagen, das Obergeschloß gleichfalls Aufenthaltsräume für die Schwestern. Außerdem birgt der Bau große Liegehallen und Veranden. Die geräumige Kapelle faßt 200 Personen.

Jubiläen

Das Infanterie-Regiment Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22, dessen Stab und ersten beiden Bataillone in Gleiwitz garnisonieren, während das dritte Bataillon in Beuthen liegt, feierte am 9. Juli sein 100 jähriges Bestehen zunächst in Gleiwitz, dann in Beuthen. Die Feier in Gleiwitz gestaltete sich besonders glanzvoll schon durch die Teilnahme einer großen Zahl von Ehrengästen, früherer Angehöriger des Regiments und Vertretern der Kameradenvereine



Denkmal für Julius Pintsch in Flinsberg i. J.

ehemaliger 22 er aus Berlin und Breslau. Bei der Begrüßungsfeier am Vorabend wurden eine Menge sehr wertvoller Geschenke übergeben, darunter eine Hundertjahrstiftung von 10 000 Mark, deren Zinsen für Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts und Sanitäts-offiziere, die sich in Not befinden, bestimmt sind. Die Kameradenvereine ehemaliger 22 er in Berlin, Breslau und Beuthen überreichten durch Hauptmann d. R. Oberzollsekretär Dietrich aus Breslau 6800 Mark als Fonds zur Unterstützung von Unteroffizieren und Mannschaften, die Reserveoffiziere zwei Gemälde von Professor Knöfel für die beiden Kasinos und 1500 Mark. Der Abend schloß mit einem von Oberstabsarzt Wübrig und Oberleutnant von Mutius verfaßten Festspiel und dem Zapfenstreich. Der zweite Tag des Jubiläums begann mit Festgottesdiensten, an die sich die Enthüllung eines Denkmals des Feldmarschalls Keith und die Parade schlossen. Das Denkmal lehnt sich an die Mauer des Kasinogartens an und steht an der Kreuzung der Friedrich- und der Keithstraße. Von Stadtbaurat Kranz entworfen, besteht es aus einem viereckigen Sockel, an dessen Vorderseite eine Bronzetafel das Brustbild des Generalfeldmarschalls zeigt. Auf dem Sockel erhebt sich eine Säule, die von einem schwarzen Adler getront ist. Bildnistafel und Adler sind in der Königl. Hütte in Gleiwitz gegossen. Bei der Parade hielt der Kommandeur, Oberst Schaer, eine Ansprache, in der er auf die Bedeutung der Jubelfeier und die ruhmreiche Geschichte des Regiments hinwies. Der kommandierende General des VI. Armeekorps, General der Infanterie von Prißelwitz, verlas eine Allerhöchste Kabinettsordre, durch welche der Kaiser dem Regiment seinen Groß entbot und den Fahnen des Regiments die Säcularbänder verlieh. Dann gab ebenderjelbe die anlässlich der Jubelfeier verliehenen Auszeichnungen bekannt. Der Nachmittag vereinigte das Offizierkorps mit seinen Gästen bei einer Festtafel im Offizierkasino, während gleichzeitig bei den einzelnen



phot. Fischer in Breslau

Der Neubau der Mittelschule in Brodau

Kompagnien Feiertagen stattfanden. Für das in Beuthen stehende dritte Bataillon fand am 9. Juli eine besondere Feier statt.

Eine Festgabe von bleibendem Wert bildet die „Geschichte des Infanterie-Regiments Keith (1. Oberschleßisches) Nr. 22“, bearbeitet von Hauptmann Hans Gutb und Hauptmann d. R. Carl Siwinna (Phönix-Verlag Friß und Carl Siwinna, Breslau-Kattowitz). Sie gibt in vortrefflicher Ausstattung mit zahlreichen Bildern und Karten — die wichtigsten Ehrentage des Regiments sind von Professor Knötel in Berlin zur Darstellung gebracht — ein historisch treues Bild der Entwicklung der „Keithen.“

Besitzjubiläum der Familie von Prittwiß. Der Besitzer des Rittergutes Kasimir feierte das hundertjährige Besitzjubiläum. Er ist ein Urentel des Generals Joachim Bernhard von Prittwiß, der in der Schlacht bei Runersdorf als Rittmeister der Hietenhufaren Friedrich dem Großen das Leben rettete. Die Herrschaft Kasimir ist gewissermaßen eine Dotation des großen Königs an seinen Retter; die Herrschaft Quilitz, das jetzige Neuhardenberg in der Mark, wo auch Joachim Bernhard mit seiner Gemahlin in einem Mausoleum beigesetzt ist, wurde nach dem siebenjährigen Kriege General von Prittwiß als Dotation von Friedrich dem Großen verliehen; dessen Nachfolger auf dem Thron gab Quilitz seinem Reichsanzler, Grafen Hardenberg, als Dotation und tauschte dies im Einverständnis mit den Nachkommen des Generals von Prittwiß gegen die Herrschaft Kasimir, zu welcher damals noch Gröbzig und Thomritz gehörten, ein. Der älteste Sohn Joachim Bernhards von Prittwiß hinterließ nach seinem Tode seinen Kindern als Erbschaft den Erlös von Gröbzig und Thomritz, und seinem Neffen, dem Sohne seines jüngeren Bruders und Vater des jetzigen Besitzers, Kasimir und Berndau.

Bauten

Evangelische Kirche in Küpper, Krs. Sagan.

Ein schönes Kirchlein erhielt am 1. Juli in Küpper, Krs. Sagan, seine Weihe. Das Neuere der Kirche ist in schlichtem Barockstil gehalten; ihr Entwurf stammt von Regierungsbaumeister Wentrup in Sagan. Die Grundmaße sind ca. 20 Meter Länge und 10 Meter Breite, die Innenhöhe beträgt 8 Meter. Der Turm besitzt eine Höhe von 19 Meter und birgt zwei Glocken, Geschenke von Frau Rittergutsbesitzer Nießner auf Küpper und Frau Nießner (Berlin). Auch die prächtige Inneneinrichtung setzt sich zum großen Teil aus Geschenken von Gönnern der Gemeinde zusammen. So stifteten: die silbernen Altargeräte Prinz Adalbert von Preußen, die in dunkler Eiche gehaltene Kanzel Herr von Garn, den Taufstein mit silbernem Becken sowie ein Altarkreuz Frau von Volk, den gleichfalls in dunkler Eiche ausgeführten Altar Frau von Schweinik.

Der Entwurf der Innenausstattung, die sehr geschmackvoll und einheitlich wirkt, sowie die Leitung ihrer Ausführung lagen in den Händen des Kunstmalers H. Avenarius in Breslau, von welchem auch das Altarbild, die Bergpredigt darstellend, ausgeführt wurde. Die feierliche Einweihung vollzog Generalsuperintendent D. Haupt aus Breslau.

F. R.

Der Neubau der Mittelschule in Brodau.

Die Brodauer Mittelschule ist am 3. April d. Js. in feierlicher Weise ihrer Bestimmung übergeben worden. Seit Jahren hatte sich das Bedürfnis nach einer höheren Schule in dem mächtig emporstrebenden Vororte fühlbar gemacht. Die damit verbundenen Schwierigkeiten konnten aber einen Mann, wie den leider so früh verstorbenen Professor Dr. Diersche nicht zurückschrecken. Zusammen mit privaten

Interessenten gründete die Gemeinde die Brodauer Mittelschul-Baugesellschaft m. b. H. Die Brodauer Einfamilienhaus-Baugesellschaft stellte ein vorteilhaft gelegenes Gelände zur Verfügung. Die Ausführung wurde dem Baugeschäft Max Günther (Breslau, Kaiser Wilhelmstraße 28/30), übertragen. Die Firma hat das stattliche Gebäude in der kurzen Zeit von 7 Monaten fertiggestellt und sowohl dadurch, als auch durch die geschmackvolle und gediegene Ausführung auch der kleinsten Einzelheiten ein Zeugnis ihrer Leistungsfähigkeit geliefert. Die Schule enthält im Erdgeschoß ein großes, liches Vestibül und fünf Klassenräume, im Obergeschoß weitere zwei Klassen, eine Lehrerinnen-Wohnung und die Wohnung der Schulvorsteherin. Im Dachgeschoß befinden sich eine große Vier-Zimmer-Wohnung, Hausmeisterwohnung und Bodenräume. Sämtliche Räume im Obergeschoß sind so angelegt, daß aus ihnen durch Fortnahme von Zwischenwänden jederzeit Klassenräume gemacht werden können. Auch ist für den späteren Bedarfsfall die Möglichkeit eines seitlichen Flügelanbaues vorgesehen. Die Räume sind durchweg strahlend hell, nach den neuesten Grundrissen der Schulhygiene ausgestattet und mit vortrefflichem Bilderschnuck versehen, welcher sich besonders mit der großen Zeit vor hundert Jahren beschäftigt. Die Weiherede hielt Schulleat Ruffin. In herzlicher Ansprache übergab er die Schule der Leiterin, Frau Smith. Namens der Gemeinde und der Brodauer Mittelschul-Baugesellschaft sprach der neue Gemeinde-Vorsteher Dr. Herrmann, der damit seine erste öffentliche Amtshandlung vornahm.

Das neue Rathaus in Weißwasser O.-L. Noch sind nicht 40 Jahre verfloßen, seit die Entwicklung Weißwassers einsetzte. Aus einem kleinen, weltvergessenen Heidedörfchen mit wendischen Bewohnern ist ein lebhafter Fabrikort entstanden. Die Einwohnerzahl ist in dieser

Zeit von 700 auf 13 000 Seelen gestiegen. Seit dem 1. März 1902 ist Amts- und Gemeindevorsteher Otto Rummert mit großem Erfolge in Weißwasser tätig. Unter ihm entwickelte sich das Schulwesen ganz enorm. In 4 Gemeindegemeinschaften und einer Mittelschule ist ein Lehrkörper von fast 50 Lehrkräften tätig. Die meisten Straßen erhielten Pflasterung. Vor etwa 3 Jahren konnte die Wasserleitung zur Benutzung übergeben werden. Am 2. Oktober 1911 fand die feierliche Einweihung des Amtsgerichts am Kaiserplatz statt. Anfänglich hatte man vor, Amtsgericht und Rathaus in einem Gebäude unterzubringen. Doch als der Justizminister anordnete, daß in Weißwasser sofort drei Amtsrichterstellen errichtet werden sollten, sah man die Unmöglichkeit der Verschmelzung ein. Am Tage der Einweihung des Amtsgerichts fand zugleich die Grundsteinlegung zum Rathaus statt. Es waren 7 Entwürfe eingegangen. Ein Preisrichterkollegium, bestehend aus 9 Herren, bewilligte auf die besten Entwürfe Preise in Höhe von 1000 Mark, 800 Mark und 600 Mark. Außerdem wurden noch zwei andere Entwürfe zu je 300 Mark angekauft. Dem Bau wurde der Entwurf „Stadthaus“ von Architekt Franz Ernede (Groß Lichterfelde) zu grunde gelegt. Die Bauleitung lag in den Händen des Regierungsbaumeisters Mühl, des Erbauers des Amtsgerichts. Die Ausführung des Baues hatte das Baugeschäft Reder übernommen. In einem Zeitraume von 1 1/2 Jahren wurde das prachtvolle Bauwerk am Kaiserplatz fertiggestellt. Das dreiflügelige Gebäude schließt sich an das Amtsgericht an. Die Hauptfassade weist reiche, in Sandstein gehauene Ornamente auf. Am 25. April d. Js. fand die feierliche Weihe statt, der u. a. Regierungspräsident Freiherr v. Seherr-Thoß und Landrat von Lucke beiwohnten. Amtsvorsteher Rummert erwähnte in seiner Festrede, daß die Kosten des Baues 255 000 Mark betrügen. In dem mächtigen Bau finden wir Räume für die Reichsbanknebenstelle, den Ratsdiener, zwei Polizeibeamte, das Fundbüro, die Polizeiwache, die Sanitätskolonne, das Feuerwehrdepot, die Freibank, das Ständesamt, das Einwohnermeldeamt, die Steuerbehörden, Spartasse, Kanzlei, Registratur, Gewerbe- und Armenbüro, Archiv, Gemeindebauamt, sowie Räume für eine Volksschulklasse und eine Schwefelstation. G. P.

Gartenbau

Ein „Märchenbrunnen“ in Liegnitz. Vor kurzem konnte die Liegnitzer Gartenbaugesellschaft ihr 50 jähriges Bestehen in feierlicher Weise begehen. Sie hatte hierzu den Reichsverband für den deutschen Gartenbau, sowie die übrigen während der Gartenbauwoche in Breslau tagenden Verbände zur Pflege von Gartenkunst, Garten-, Obst- und Gemüsebau eingeladen. Der Feiertag — der 11. Juli — gestaltete sich zu einem Volksfeste im wahrsten Sinne des Wortes, bildeten doch die städtischen Parkanlagen, die dem jubelnden Verein zum großen Teile ihre Entstehung verdanken, den Hintergrund und Mittelpunkt der Festfreude. Das reichhaltige Programm des Tages fand seinen Abschluß in einer großartigen Stadtpartillumination, wie sie in diesem Maßstabe weder die Liegnitzer, noch auch viele ihrer Gäste bisher gesehen hatten. Nicht weniger als 13 000 kleine Leuchtkörper und weit über 1000 elektrische Lämpchen verwandelten die ausgedehnten Parkanlagen in einen Garten Eden. Schier unüberschaubar wiegten sich in der Mittelallee etwa vier-tausend rotfarbige Lampions über der auf- und niederflutenden Menge. Im Warmwasserteich spiegelten sich neben den weißen, roten und blauen Blüten der See-



phot. Eugen Rosenthal in Weißwasser O.-L.

Das neue Rathaus in Weißwasser O.-L.

und Wasserrosen rote Lampions, dahinter hoben sich die von Glühlämpchenketten unwundenen Säulen der Pergola gegen den dunklen Nachthimmel und die schattenhaften Umrisse der Riesenpalmen wie ein Märchen aus taufend und einer Nacht ab.

Den Hauptanziehungspunkt aber bildete die neue Leuchtfantäne, die von der Liegnitzer Gartenbaugesellschaft in großherziger Weise der Parkverwaltung aus Anlaß dieses Jubiläums zum Geschenk gemacht worden war, und die an diesem Abende zum ersten Male ihr märchenhaft schönes Wasserspiel vor dem entzückten Auge des Beschauers entfaltet. Den Hauptreiz dieses „Märchenbrunnens“ bildet weniger der mäßig hohe (etwa acht Meter hohe) Mittelstrahl, als vielmehr die im Umkreise angeordneten Seitenstrahlen. Da scheinen sich bald goldschimmernde Aehrenbündel, bald rote Feuergarben, oder leuchtend grünes Schilfrohe auszubreiten, dazwischen spritzen riesengroße blaue Märchenglockenblumen. Besonders die Uebergänge von einer zur anderen Farbe und die Zusammenstellung der Farben Rot, Gelb, Grün ergeben entzückende Farbenharmonien, wie sie sich auch auf der Palette des phantasievollsten Malers nicht finden. Geradezu feenhaft aber wirkt die Verwendung der Heliotropfarbe. Unaufhörlich sprudeln und quellen die Wassermassen empor, um sich in ein Meer von demantenen, gold- oder champagnerfarbigen Tropfen aufzulösen, während sich die Hauptfontäne gleich einem Braut-schleier aus Myriaden von blühenden Edelsteinen darüberschleiert. Der Leuchtringbrunnen verband sich mit der übrigen Illumination, dem süßbeklemmenden Duft der Rosen und der Linden und dem Rotfeuer, das zum Schluß das ganze Festgelände nochmals mit seinem Schein übergoß, zu einem unvergeßlichen Gesamteindruck.



Kinderbewahrungsanstalt in Zagan

phot. F. Reichel in Zagan

Industrie

Tuchindustrie in Grünberg und Zagan. Die in den Städten Grünberg und Zagan in Schlessien eingefessene Tuchindustrie stellt, wie aus dem Bericht der Handelskammer in Zagan für 1912 hervorgeht, einen wichtigen Faktor im Erwerbsleben der Bewohner beider Städte dar. Beschäftigt wurden von ihr: in Grünberg 1559 Männer, 2405 Frauen, in Zagan 1300 Männer, 1742 Frauen, insgesamt 7004 Personen. Der Gesamtwert der 1912 in beiden Städten hergestellten Tuche beläuft sich auf 20 bis 22 Millionen Mark. F. R.

Wohlfahrt

Kleinkinderbewahr-Anstalt in Zagan. Am 15. Juni erfolgte in Zagan die Einweihung des neuen Heims der Kleinkinder-Bewahranstalt. Aus privaten Mitteln, die der Kleinkinderbewahr-Verein zusammengetragen hat, ist der Bau entstanden. Die stimmungsvolle Einweihung vollzog der Vorsitzende des genannten Vereins, Pastor Simon. Gesänge, Gebet, sowie eine die Entwicklung des Vereins und des Baues behandelnde Festrede bildeten den Festakt, der mit der Abendung einer Huldigungsdepesche an den Kaiser schloß.

Das neue Heim ist auf das modernste eingerichtet. Im Erdgeschoß befinden sich zwei geräumige Zimmer für die Kleinkinderschule, der die Kinder im Alter von drei bis sechs Jahren zugewiesen werden. Tische und Bänke in solchen lassen sich in kürzester Zeit zur Seite rücken, so daß sich in der Mitte eine große, freie Spielfläche ergibt. Ferner sind im Erdgeschoß noch zwei Ruhe- und Schlafräume, sowie ein Kinderwagen-Unterstellraum vorhanden. Im ersten Obergeschoß ist die „Krippe“ für die ganz Kleinen untergebracht. Neben den für den Betrieb der Anstalt bestimmten Räumen (Küche, Speisekammer, Garderobenräumen, Schweesternzimmer) befinden sich dort zwei luftige Schlafräume, sowie ein Baderaum. In dem ausgebauten Dachgeschoß liegen die Wohnräume für Schwestern und Hausmann. Die Fußböden sind überall massiv, mit Linoleum und Korkbelag. Sonnig gelegene, große Spielfläche mit Kolonnaden umgeben das stattliche Heim. F. R.

Aus der Sammelmappe

Zwei Geburtstage im August 1813. Nur ein Jahr und wenige Tage sind die beiden Gegner von 1813,

Friedrich Wilhelm III. und Napoleon, im Alter auseinander. Am das Ende des Waffenstillstandes, der über Schlessien wie eine gewitter schwere Wolke lagerte, fallen ihre beiden Geburtstage. Ihre Feiern werfen Streiflichter auf die Verhältnisse.

Der 3. August der Geburtstag des Königs . . . Im Hintergrunde der Friedens-Kongreß zu Prag. Im Hauptquartier in Reichenbach das leidenschaftliche Verlangen nach Krieg! Offiziell wünscht man dem König den Frieden. Heimlich erwartet man von ihm den Krieg! Ernst Morik Arndt in seinem Aßyl auf der Stadtmauer in Reichenbach erzählt davon . . . Einer Idylle, tausend Meilen fern von dem verhaltenen Atem des Krieges, gleicht eine Königsgeburtstagsfeier in Reinerz, im diesmal ungefährdeten Gläker Ländchen. Aßland ist dort zur Kur. Es wird zu Ehren des Tages ein Konzert veranstaltet, von dem berühmten Mimen Klopptocks Ode an den

König declamiert und zuletzt nach der Melodie: „Freude, schöner Götterfunke“ ein Wechselgesang zum Preise des Monarchen gesungen . . . Rauber gestaltet sich die Feier in und um Strehlen, wo Blücher sein Hauptquartier hat. Hier wird sie nicht nur in militärischer Form, sondern auch in heller Kriegsbegeisterung begangen. Die Armee ist ja in fiebriger Tätigkeit ergänzt, die Landwehr von abkommandierten Linienoffizieren emerziert — der gesunkene Mut ist neu belebt, der Divisions-Kommandeur von Birch gibt das Festmahl für die Offiziere, die Soldaten tafeln und tanzen in Laubhütten . . . „Erhebend“, wie man gern sagt, ist die Feier in jenen Orten, wo zu Ehren des Königs nach einem schlichten Gottesdienste die Frauen und Kinder der ausgehobenen Landwehrmänner gespeist werden. So geschieht es in Herrnsdorf auf Veranlassung des Amtsrats Hagemann, der auch jeder Frau ein Viertel Korn monatlich zusagt und in Wohlau auf seine Kosten die Landwehrmänner bewirten läßt. Vielfach ehrt man den Tag durch Veranstaltung von Sammlungen: entweder für die Verwundeten oder für die Witwen und Waisen der Gefallenen. Damit steht Breslau an der Spitze, das im übrigen mit einer „türkischen Musik“, von der Bürgergarde geschlagen, einem Festessen im Zwinger und einer „freiwilligen Erleuchtung“ feiert. Besonders trübe ist Königs Geburtstag für das arme, von den Franzosen besetzte Glogau. Nur stille Segenswünsche darf es hegen; denn der Gouverneur hat jede Zusammenkunft bei Strafe verboten.

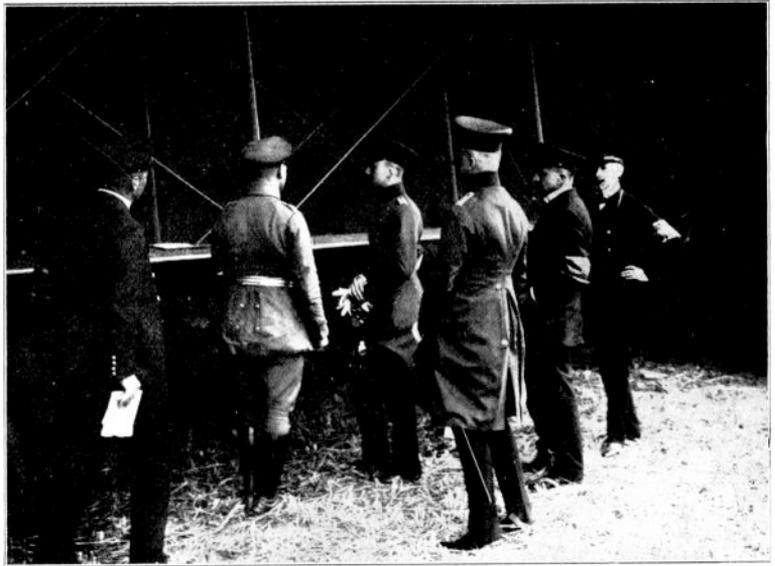
Der Geburtstag Napoleons . . . Nicht am 15. sondern am 10. August als am letzten Tage des Waffenstillstands wird er gefeiert und am frühen Morgen vom Donner französischer Geschütze dem Lande verkündet. Während unter Vertreibung großer Lieferungen der Geburtstag des Kaisers gefeiert wird, streiten die Diplomaten, hat sich in Dresden Napoleon mit Metternich entzweit. Mit religiösem Pomp wird es bei der Feier ebenso streng genommen, wie mit den Lieferungen an Wein, Bier und Branntwein für die Soldaten, an Salpeter, Salmiak und Schwefel für das Feuerwerk. Ins Barackenlager bei Haynau muß der Pfarrer Spiller, dem man beim Einrücken übel mitgespielt und das Haus ausgeplündert hat, mit andern Geistlichen das Sanctissimum bringen und die kirchliche Feier abhalten. Ganz besonders viel religiöser Pomp aber wird in Schmottseifen

entfaltet. Und an diese Feier, von der es heißt, daß die Gemeinde sich mit fliegenden Fahnen beteiligte und in die Lobgesänge einstimmte, knüpft sich ein Nachspiel. Offenbar hat das Verhalten dieser und anderer Gemeinden des Landes Mißbilligung erregt. Dem das Fürstbischöfliche General-Vikariat in Breslau nimmt sich der Sache an, weist Uebertreibungen zurück und stellt fest, daß nur geschehen, was auf Befehl des Marshalls Macdonald geschehen mußte, „weil zu befürchten war, daß das Ausbleiben der Gemeinde gegen den ausdrücklichen Befehl mit einer Härte geahndet werden würde, womit sich das feindliche Militär gewöhnlich Folgsamkeit erzwang, und wovon die Gemeinde schon je manche Erfahrung gemacht hatte.“ Es sei, heißt es am Schluß, auch in protestantischen Gegenden nicht zu verhindern gewesen, daß solche Feiern erzwungen wurden. Und eine andere zeigt, wie sehr Ungehorsam sich rächte. In Glogau ist das Justizpersonal der Prozession nicht gefolgt. Da läßt der Gouverneur als Zeichen seines Unwillens die Gefängnisse öffnen und die Verbrecher entlassen! Beim Feuerwerk aber geschieht etwas Seltsames, was solchen Eindruck macht, daß es sich im Volksmunde erhält durch Generationen: der „Stern Napoleons“ auf dem königlichen Schlosse in Glogau will durchaus nicht aufleuchten. . . Doch etwas anderes flammt auf lichterloh in derselben Nacht: das Fanal von Prag, das sich im Au fortpflanzt bis auf die schlesischen Berge, und das „Krieg“ bedeutet.

Herrmann

Theater

Eine Opernauaufführung in Breslau. Ein interessantes, musikalisches Experiment führte am Sonntag, dem 8. Juni, zahlreiche Freunde der Musik ins Stadttheater, wo die deutsche Uraufführung des „L'Orfeo“ von Claudio Monteverdi stattfand. Es handelt sich hier um eine der ältesten Opern, die uns bekannt sind, eine Komposition, die der mantuanische Hofkapellmeister Monteverdi im Jahre 1607 auf Veranlassung des Herzogs Francesco Gonzaga von Mantua komponierte. Die Geschichte der Musikliteratur verzeichnet Monteverdi als einen Revolutionär, wie es in unseren Tagen Richard Strauß und Arnold Schönberg sind. Erst wenn man das weiß, kann man es sich erklären, daß die Geschichte Monteverdi den ehrenvollen Beinamen eines „Wagner des Siebzehnten Jahrhunderts“ verliehen hat. Es bedarf eines über Durchschnittmaß hinausgehenden musikalischen Verständnisses, um sich in den Geist des siebzehnten Jahrhunderts und die damals zur Verfügung stehenden Mittel versehen zu können, um dadurch dem Werk und seinem Wert vorurteilslos gegenüber zu stehen. Ist man dazu nicht imstande, so kommt man unweigerlich zu dem Schluß, eine dünne, matte, melodienarme und primitive Komposition zu hören. Erst wenn man Monteverdi als Wegbereiter der künftigen Opern und Musikdramen wiedererkennt, wird man in seinem „L'Orfeo“



phot. R. Jaensch in Breslau

Von der Breslauer Flugwoche
Prinz Sigismund von Preußen im Hangar von Leutnant Carganico

Werte finden, auf denen die Meister des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts aufgebaut haben. Gestützt auf eine Reihe musitliebender Mäcene hat Dr. Hans Erdmann-Gudel, der auch die deutsche Bühnenbearbeitung schuf und die fünf Akte des Originals geschildert in drei zusammenzog, die Aufführung veranstaltet. Theodor Pauls rühmlich bekannte Breslauer Gesangsakademie stellte die vollklingenden Chöre und in den Damen Meinel, Pauer, Mützel, Koch und Herrn Fichos einen wesentlichen Teil der Solisten. Die übrigen Partien wurden von den Damen Latter und Juska und den Herren Hecker, Haas, Wilhelm und Schubert gesungen. Im Mittelpunkt des Interesses stand der stimmungsvolle und darstellerisch eindrucksvolle Orfeo des Herrn Hecker. Für die verständige Regie zeichnete Dr. Otto Ehrhardt verantwortlich.

F. E.



phot. R. Jaensch in Breslau

Von der Breslauer Flugwoche
Die Flieger Oberleutnant Zimmermann, Leutnant Carganico
und Hauptmann Hellmich

Sport

Die Jubiläumflugwoche. Der Schlesische Aeroklub veranstaltete in der Zeit vom 8. bis 15. Juni zur Jahrhundertfeier eine Jubiläumflugwoche, die eine Reihe hervorragender Flieger nach Breslau lockte. Als Flugplatz diente das Terrain der städtischen Mannschule in Scheitnig-Leerbeutel, ein Platz von etwa tausend Meter Länge und sechshundert Meter Breite. Dort erhob sich die Feltstadt der Flieger, und Tag für Tag pilgerten gewaltige Zuschauermassen hinaus, um die kühnen Flieger zu bewundern. Das Publikum kam reichlich auf seine Rechnung. Das Programm umfaßte eine ganze Reihe von Aufgaben, und alle wurden von mehreren Fliegern gelöst. Der Transportwettbewerb gleich am ersten Tage war die erste derartige Konkurrenz in Deutschland. Jeder Flieger mußte mit Fluggast erst einen Flug in mindestens 900 Meter Höhe über dem Flugplatz ausführen; dann mußte er landen, sein Flugzeug auseinandernehmen und nach dem Sandauer Ererzierplatz fahren lassen, dort den Apparat wieder flugfertig machen und nach dem Flugplatz zurückfliegen. Zwei Flieger, Krieger und Schlegel, bewarben sich um diesen Preis. Beide lösten die Aufgabe; Krieger landete bereits 1 Stunde 10 Min. 45 Sek. nach seinem Aufstieg wieder auf dem Flugplatz, nachdem er alle vorgeschriebenen Manöver ausgeführt hatte. Schlegel brauchte einige Minuten länger; er bekam den zweiten Preis. Montag und Dienstag waren vom Wetter weniger begünstigt. Dennoch stiegen die Flieger mehrfach auf; insbesondere vollführten Hirth, Lt. Carganico, Stoeffler u. a. kühne Flüge. Der Protektor der Flugwoche, Prinz Friedrich Zigmund von Preußen, stiftete einen besonderen Höhenpreis; ihn gewann Lt. Carganico, der mit Passagier eine Höhe von 1650 Metern erreichte. Am Mittwoch konnte wegen allzu stürmischen Wetters nicht geflogen werden. Auch der Donnerstag brachte heftigen böigen Wind von 12 Meter Geschwindigkeit, und es gingen ab und zu Regenschauer nieder; aber es wurden doch von Staggs, Carganico und Hanuschka mehrere Flüge ausgeführt. Der Freitag war wieder etwas günstiger, und es fanden infolgedessen nicht weniger als 47 Aufstiege statt, u. a. flog Lt. Carganico mit Passagier anderthalb Stunden lang, und Schlegel erreichte eine Höhe von 1600 Meter. Der Sonnabend brachte ideales Flugwetter, und es wurde mit 84 Aufstiegen ein Rekord der Flugwoche aufgestellt. Im Höhenflug erreichte Lt. Carganico mit 2240 Meter die größte Höhe. Auch der Schlußsonntag war vom Wetter begünstigt und brachte einen Massenbesuch und glänzende Flugleistungen. Stoeffler flog 3100 Meter, Krieger 3000 Meter hoch. Das Flugzeugrennen nach Märzdorf bei Ohlau und zurück gewann Lt. Carganico. Während mehrerer Flugtage war um den Photographiepreis gestritten worden. Die Flieger mußten dann mit einem Offizier als Passagier aufsteigen, eine militärische Stellung erkunden, und der Passagier die Stellung wie andere markante Geländepunkte photographieren. Diesen Wettbewerb gewann ebenfalls Lt. Carganico. In der Dauer der Flüge blieb Friedrich mit 8 Stunden 29 Min. bester, in der Zahl der Aufstiege Schlegel mit 37 Aufstiegen, im Höhenwettbewerb Stoeffler mit 3130 Metern. In die Frühpreise, das sind die Preise für die ersten Aufstiege an den einzelnen Tagen, teilten sich Staggs, Schlegel, Schaf, Stoeffler. Stoeffler gewann an Geldpreisen am meisten, nämlich rund 12 000 Mark. G. S.

Persönliches

Die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Breslau hat in ihrer Sitzung vom 19. Juni **Dr. Viktor Herzog von Ratibor** wegen seiner Verdienste um die historische Abteilung der Jahrhundertausstellung das Ehrenbürgerrecht der Stadt Breslau verliehen.

Sein 50 jähriges Doktorjubiläum beging am 24. Juni der Mathematiker Geheimrat Prof. **Dr. Rudolf Sturm**

in Breslau. Geboren am 6. Januar 1841 zu Breslau, studierte er hier, besonders bei den Professoren Joachimsthal und Schröter, und promovierte 1863. Dann war er als Gymnasiallehrer in Bromberg tätig, erhielt 1866 einen Preis von der Berliner Akademie der Wissenschaften für Untersuchungen über die Flächen dritter Ordnung und folgte 1872 einem Rufe als ordentlicher Professor für darstellende und synthetische Geometrie und graphische Statik an die Technische Hochschule in Darmstadt. Dort war er bis 1878 tätig, kam dann an die Akademie zu Münster und 1892 nach Breslau. 1911 wurde Professor Sturm von seiner amtlichen Tätigkeit am mathematisch-physikalischen Seminar entbunden. Er ist Ehrenmitglied der Hamburger Mathematischen Gesellschaft und korrespondierendes Mitglied der British Association for the Advancement of Science.

Zum Stadtältesten ernannt wurde von den städtischen Körperschaften von Militzsch der Ratsherr, Rentier **Julius Hedmann**, der sich um die Stadt große Verdienste erworben hat. Eine Deputation überreichte ihm am 4. Juli, anlässlich seines 75. Geburtstages, das schön ausgeführte Diplom.

Am 31. Juli vollendete Geheimrat Professor **Wilhelm Uthoff** in Breslau sein 60. Lebensjahr. 1853 als Sohn eines Domänenpächters in Klein Marlin i. M. geboren, besuchte er das Gymnasium in Wismar und studierte Medizin in Tübingen, Göttingen, Rostock und Berlin. 1877 promovierte er, 1878 machte er sein Staatsexamen; darauf war er als Assistent an der Schoeblerschen Augenklinik in Berlin tätig und habilitierte sich 1885 an der Berliner Universität. 1890 wurde er ordentlicher Professor in Marburg und 1896 Direktor der Augenklinik an der Universität Breslau. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erstrecken sich über das Gebiet der Augenheilkunde, besonders in ihrem Zusammenhange mit den Allgemeinerkrankungen des Körpers. M.

Kleine Chronik

Juni

9. In Patzschkau wird der 32. obererschlesische Städte-tag abgehalten, an dem etwa 100 Vertreter von 41 Städten teilnehmen.

9. Der Zentralverband der Kohlenhändler Deutschlands beginnt im Kammermusiksaal des Breslauer Konzerthauses seine 9. Jahresversammlung.

18. In der Nacht zum 18. wird die oberhalb von Spindelmühl gelegene „Keilbaude“ ein Raub der Flammen.

18. Der Verband Deutscher Elektrotechniker hält seinen 21. Verbandstag in Breslau ab.

20. Im Hotel „Vier Jahreszeiten“ in Breslau treten die Vertreter der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu einer Tagung zusammen.

21. In Eohrau wird das 20. obererschlesische Sängerbundestfest gefeiert.

22. Das 18. Schlesische Musikfest in der Görliker Stadthalle nimmt seinen Anfang.

22. Im Breslauer Kunstgewerbemuseum tagt der Verband Deutscher Kunstgewerbevereine.

23. Der Minister für Handel und Gewerbe, Dr. Sydow, beginnt eine mehrtägige Besichtigungstour durch Niederschlesien.

Die Toten

Juni

7. Herr Geheimer Regierungs- und Schulrat a. D. Paul Schönwälder, 76 J., Liegnitz.

Herr Generalmajor z. D. Arthur v. Stuckrad, Görlik.

8. Herr Kreisierarzt a. D., Veterinärat Dr. Hermann Schulz, 68 J., Nimptsch.

12. Herr Superintendent a. D. Friedrich Ender, Görlik.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann

(20. Fortsetzung)

Gasda hatte sich natürlich vielfach öffentlich dieser Tat gerühmt, ohne aber die erhoffte Belobigung zu erhalten. Er empfand im Gegenteil bald, daß sich nun selbst Leute, die noch bisher mit ihm verkehrt hatten, von ihm zurückzogen. Man verachtete in ihm den Angeber umso mehr, als Gasda eine mißliebige Persönlichkeit war, während der Oberschichtmeister sich trotz seiner Vergehen großer Sympathie erfreuen durfte. Gasda sollte es bald kennen lernen, daß er eine große Torheit begangen hatte, als er sich seiner Handlungsweise rühmte.

Es war vier Tage nach der Katastrophe in der Schichtmeisterei, als er wieder in seinen Dienst bei dem Schmiedemeister Woytylak eintrat. Raun aber hatte er sich in dem ihm bestimmten Zimmer an den Tisch gesetzt, als der alte Schmiedemeister eintrat und ihn kurz fragte:

„Ist es wahr, daß Sie die Denunziation gegen den Oberschichtmeister nach Breslau geschickt haben?“

„Das habe ich getan,“ erklärte Gasda.

Wie erstaunte er aber, als der alte Schmied in größter Wut auf ihn einschrie:

„Aus meinem Hause, Schuft! Ich mag nicht einen Menschen bei mir haben, der andere Leute ins Unglück stürzt. Ich habe mein ganzes Geld durch jenen Mann verloren; aber nicht alle Schätze der Welt hätten mich dazu bewegen können, zu handeln, wie Du Schuft es getan hast!“

Dann warf er Gasda einige Goldstücke auf den Tisch und sagte:

„Nimm dies Geld und verlaß sofort mein Haus, oder Du sollst es fühlen, was es heißt, einem Grobschmied unter die Finger zu kommen.“

Gasda war im ersten Augenblick verblüfft und dann empört über die „Narrheit“ Woytylaks. Er hütete sich aber wohl, ein Wort zu sagen; denn der Zorn des Schmiedemeisters war ein so aufrichtiger, daß Gasda in der Tat das Aeußerste zu gewärtigen hatte, wenn er es jetzt wagte, eine der ihm geläufigen höhnischen Aeußerungen zu machen. Erst als er unten vor der Tür war, begann er zu schimpfen, nannte Woytylak einen alten Esel, der es durch seine Dummheit wohl verdient habe, daß man ihm sein Geld stehle. Als aber Woytylak mit wütendem Gesichte am Fenster

erschien, machte Gasda, daß er davon kam. Er begriff es nicht, daß man sich in der Kneipe, in die er ging, von ihm wegwendete, und daß die Leute, zu denen er sich setzte, an einen anderen Tisch gingen.

Es war merkwürdig, wieviel Beliebtheit Kornke besaß, erklärlich aber wurde dieser Umstand dadurch, daß er hilfsbereit gegen jedermann, freundlich und gerecht gegen seine Untergebenen und nicht kriechend gegen seine Vorgesetzten gewesen war. Gasda mußte sich davon überzeugen, daß man ihn fortan wie einen Ausätzigen behandelte.

In einer Stunde, in der er völlig ratlos war und sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, nach Rußland zu gehen, um dort irgendwo eine untergeordnete Stellung zu suchen, erhielt er einen Brief von einer in Beuthen erscheinenden Zeitung, die vom Skandal lebte und demjenigen diente, der sie bezahlte. Das Blatt griff heute diese, morgen jene politische Partei an, zertrümmerte Familiengeheimnisse an das Licht und veröffentlichte Pikanterien, war aber gern bereit zu schweigen, wenn man den Unternehmer des Blattes, einen Winkelkonsulenten, nur genügend bezahlte. Die Aufdeckung der großen Unregelmäßigkeiten bei der Gewerkschaft, welcher die Mathildegrube gehörte, war natürlich, um einen oberschlesischen Ausdruck zu gebrauchen, ein „gesundenes Fressen“ für Bjernakki, den Unternehmer dieses Blattes. Er war selbst früher Rechnungsbeamter gewesen und wegen Unterschleifs entlassen worden. Obgleich er selbst wegen Diebstahls und Fälschung verurteilt gewesen war, spielte er sich jetzt als den Moralischen auf und war voll sittlicher Entrüstung über die Tat des Oberschichtmeisters Kornke.

Auf seine Einladung war Gasda zu ihm nach Beuthen gekommen und hatte mit Vergnügen den Auftrag übernommen, ihm allerlei pikantes Material über die Verhältnisse im Bergwerk, die Beamten und die Gewerkschaft der Mathildegrube zu verschaffen. Jetzt konnte Gasda sich mit einem Schlage an allen rächen, die ihn in letzter Zeit schlecht behandelt hatten, die ihm ihre Verachtung deutlich gezeigt hatten. Jetzt waren sie ihm ausgeliefert, und er war nicht der Mensch, der eine Waffe, die man ihm in die Hand gab, unbenutzt ließ.

XVI.

Seit Frau Kornke die fürchterliche Nachricht im Hotel zu Bremen erhalten, hatte sie nicht mehr gesprochen. Als Helene damals aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie die Mutter unbeweglich mit zu Boden gesenktem Blicke auf einem Stuhle sitzen. Auf Fragen gab sie keine Antwort, und kein Zug in ihrem Gesichte verriet, daß sie etwas von dem verstand, was man ihr sagte. Ihre Bewegungsfähigkeit war nicht beschränkt. Sie ging, aber nur, wenn man sie anfaßte und führte. Die Aerzte meinten, es handle sich um eine eigenartige Gehirn-lähmung infolge des gehabtten Schreckens.

Frau Kornke hatte sich von ihrer Tochter in einen Eisenbahnwagen setzen lassen, war nach dem Heimatsorte gefahren und hatte hier die Wohnung bezogen, welche die Freundlichkeit des Bergrats den beiden in dem traurigen, düsteren Aschenhause gewährt hatte. Der Berg-rat gab auch Helene Geld zum Lebensunterhalt. Er sagte, es käme von der Gewerkschaft; aber in Wirklichkeit zahlte er es aus eigener Tasche. Als der Konkurs im Gange war und die erste Gläubigerversammlung stattgefunden hatte, erhielten die beiden Frauen aus der Masse tägliche Diäten, welche die Gläubiger bewilligt hatten.

Auch die notwendigsten Möbel hatte man den Frauen gelassen; doch war ihre Einrichtung mehr als bescheiden im Vergleich mit dem Luxus, der früher im Hause des Oberschichtmeisters geherrscht hatte; aber Frau Kornke bemerkte die Veränderung nicht. Sie lag auf der Stelle, auf die man sie legte, und sah mit weit geöffneten Augen vor sich hin. Nur Stube und Kammer standen den Frauen zur Verfügung. Die Aschenhäuser waren nach derselben Schablone gebaut wie die anderen Arbeiterhäuser der Kolonie. In der Kammer standen die Betten, und hier schliefen Mutter und Tochter. Im Zimmer standen ein Tisch mit zwei Stühlen, ein Kleiderschrank, eine Truhe und ein alter Lehnstuhl für die Kranke. Ein Petroleumkocher diente dazu, die einfachen Mahlzeiten herzustellen.

Helene verließ die Wohnung nur, um die allernotwendigsten Gänge zu besorgen. Jeder, der sie traf, begegnete ihr mit derselben Höflichkeit und Achtung wie früher; aber Helene empfand jede Begegnung mit Bekannten schmerzlich. Sie fühlte, daß das Unglück auch ihr das Zeichen der Schande auf die Stirn geprägt habe. Sie fürchtete die teilnehmenden, mitleidigen Worte, welche ihr hätten gesagt werden können, und deshalb eilte sie flüchtig an allen Leuten vorüber.

Es war Sonntag. Helene saß mit dem Gebetbuch in den Händen am Fenster. In die

Kirche hatte sie sich nicht gewagt. Sie betete für den unglücklichen Vater, für den es in ihrem Herzen keinen Vorwurf gab. Sie betete, daß er das Furchtbare, das ihm noch bevorstand, ertrage; sie betete für die kranke Mutter und für sich selbst um Mut und Geduld. Sie betete für sich selbst um Kraft, die sie schon in der nächsten Stunde, die ihr den Abschied von Karl bringen sollte, brauchte.

Als sie den Abschiedsbrief an den Geliebten geschrieben hatte, hatte sie geglaubt, daß alles vorüber sei. Aber im letzten Winkel ihres Herzens hatte sich doch die Hoffnung geregt, daß er ihren Brief nicht ohne Antwort lassen, daß er nicht ohne weiteres das Wort, das sie ihm zurückgab, annehmen werde.

Und er hatte ihr geantwortet. Kurz war dieser Brief; aber er hatte die Bitte enthalten, ihm noch eine Zusammenkunft zu gewähren.

Sie hatte seinen Bitten nicht widerstehen können und ihm diese Zusammenkunft bewilligt. Sie wollte ihn heute mittags elf Uhr hinter dem Holzplatze der Mathildegrube erwarten. In die Wohnung durfte er um ihretwillen nicht kommen; an einem öffentlichen anderen Orte konnte sie ihn um seinetwillen nicht treffen.

Helene sah nach ihrer Taschenuhr. Sie mußte sich bald auf den Weg machen. Wie glücklich war sie, daß Karl sie noch einmal sehen, noch einmal sprechen wollte; aber welche Kraft mußte sie aufwenden, um bei dieser Zusammenkunft fest bei ihren Entschlüssen zu bleiben. Sie schlich auf den Fußspitzen nach der Kammer, um nach der schlafenden Mutter zu sehen.

Karl hatte sich entschlossen, erst nach der Zusammenkunft mit Helene das Elternhaus aufzusuchen. Auf den Brief des Vaters hatte er nicht geantwortet. Er verließ an dem Sonntage, an welchem er die Zusammenkunft mit Helene haben sollte, Beuthen mit einem der ersten Frühzüge. Der Andrang der Reisenden war groß, so daß Gasda, der denselben Zug wie Karl Siegner benutzte, kaum noch einen Platz fand. Auf dem Bahnhofe beim Einsteigen hatte Gasda seinen Feind bemerkt.

Während der Fahrt nach dem Industrieorte gingen ihm unwillkürlich seine Beziehungen zu Karls Familie durch den Sinn. Er haßte sie alle, diese Siegners! Nach seiner Ueberzeugung trugen sie den Hauptteil an seinem Unglück.

Erst war Martha Siegner sein Unglück gewesen, indem er sich in sie verliebte, in seiner Weise verliebte, und um ihre Hand anhielt. In welcher nichtswürdiger Weise hatte ihn der alte Siegner behandelt, als er ihn um die Hand der Tochter bat! Diese Behandlung

hatte ihn derartig gekränkt, daß er sich dem Trunke ergeben hatte, um seinen Aerger hinunterzuspülen. Im Trunke hatte er dann den jüngeren Siegner beleidigt. Aus Wut über die hierfür erhaltene Zurechtweisung hatte er sich dann am folgenden Tage jenen verhängnisvollen Rausch angeschafft, der sein unbotmäßiges Auftreten gegen den Oberschichtmeister und seine Amtsentlassung zur Folge hatte.

Waren die Siegners also nicht schuld an seinem Unglück? Ein Charakter wie Gasda sucht stets nach Sündenböcken für die Torheiten, die er selbst verschuldet hat.

Wie er sie haßte, diese Siegners, und Karl Siegner im besonderen! Wenn er sich an ihm einmal ordentlich rächen könnte! Sollte sich dazu keine Gelegenheit bieten?

Als Gasda mit Karl zugleich ausgestiegen war, verlor er den Referendar nicht aus den Augen und entdeckte bald, daß letzterer nicht den Weg nach Hause einschlug, sondern in anderer Richtung fortschritt. Das weckte die Neugier Gasdas, und vorsichtig ging er seinem Feinde nach.

Karl sah schon aus der Entfernung Helene an der Seite des Holzplazes, die der Straße und der Arbeiterkolonie abgewendet war.

Nun stand er vor ihr.

Das schwarze Kleid und das dunkle Um-schlagetuch, das sie um die Schultern trug, erhöhten noch die Blässe ihres lieben, schönen Gesichtes, das durch den Zug des Leidens und tiefen Seelenschmerzes verschönt war. Die tränenverschleierten Blicke Helenens suchten Karls Augen, und als er jetzt zärtlich ihren Namen nannte und ihr seine Hände entgegenstreckte, da brach auch aus ihren Augen ein Strahl der Liebe, die ihr keusches Herz für Karl empfand.

Sie lagen sich in den Armen. Ihre Tränen mischten sich in ihre Küsse. Schluchzend barg Helene einen Augenblick lang ihr Gesicht an Karls Brust. Zum letzten Male!

Sie wand sich aus seinen Armen.

„Leb wohl, Karl! Laß uns so scheiden! Wir dürfen uns nichts mehr sagen! Leb wohl!“

„Helene,“ rief Karl außer sich, „laß mir die Hoffnung, daß Tage kommen, in denen ich vor aller Welt Dich meine Braut nennen darf! Laß mir die Hoffnung, daß mein Streben und Arbeiten zu dem Ziele führen wird, Dich zu besitzen!“

„Warum sollen wir nicht hoffen!“ sagte Helene halblaut. „Es lebt ja ein gütiger Gott. Hoffen dürfen wir, aber nichts weiter. Leb wohl, Karl, es muß sein!“

Noch ein Blick der heiligsten, reinsten Liebe traf den Geliebten aus ihren Augen; dann wandte sie sich zum Gehen.

„Helene!“ rief Karl ihr verzweifelt nach. Aber das Mädchen schüttelte nur den Kopf und eilte davon, flüchtend vor sich selbst und ihrer Schwäche, die sie in Gegenwart des Geliebten zu überwältigen drohte.

Im bittersten Seelenkampfe blieb Karl zurück. Was half ihm sein Zähneknirschen und sein Trotz, seine ohnmächtige Wut gegen das Schicksal, gegen die ganze Welt?

Eine Viertelstunde später schritt auch Karl der Arbeiterkolonie zu. In der Wohnstube fand er Vater, Mutter und Schwester, und es schien ihm, als herrsche in der Familie eine eigentümlich gedrückte Stimmung. Auch sein Empfang durch den Vater war eigentümlich kühl.

„Kommst Du direkt vom Bahnhof?“ fragte Siegner den Sohn.

„Nein!“ antwortete Karl.

„Und woher kommst Du?“ lautete die nächste Frage, deren Ton schärfer klang.

„Ich habe mich mit Helene getroffen!“ erklärte Karl.

„Habe ich Dir den Verkehr mit dieser Person nicht unter sagt?“ brauste Siegner auf. Wenn er aber glaubte, daß er damit den Sohn einschüchtere, so irrte er sich. Im Gegenteil wurde Karl durch die brutale Art des Vaters erst recht zum Widerspruch aufgestachelt.

„Diese Person ist meine Braut, auf Deine Veranlassung und mit Deinem besonderen Segen!“ sagte Karl in einem Tone, wie ihn der rücksichtslose Vater noch nie von ihm gehört hatte.

Siegner war ob dieser Antwort seines Sohnes geradezu sprachlos. Er suchte nach einer Antwort, fand aber nichts als die höhnische Wendung:

„Dann heirate doch Deine Braut!“

„Das werde ich tun, wenn ich Rechtsanwalt bin!“ entgegnete Karl mit einer Ruhe, die den Vater noch mehr empörte.

„Rechtsanwalt!“ höhnte er. „Gibt es nicht schon so viele Rechtsanwälte, daß sie sich gegenseitig fressen und um Hungerlöhne arbeiten? Rechtsanwalt! Und dann wirst Du das Frauenzimmer heiraten und die kranke Mutter und den Zuchthäusler mit ernähren? Du wahnsinniger Narr! Glaubst Du, ich habe jahrelang alles für Dich aufgewendet, damit Du mir einen derartigen Strich durch die Rechnung machst? Weißt Du nicht mehr, was Du Deiner Familie schuldig bist?“

„Ich weiß es, aber ich habe auch Pflichten gegen Helene! Meine Ehre befiehlt mir, diese zu erfüllen!“

„Ehre! Pflichten!“ höhnte der immer wütender werdende Siegner. „Ehre kannst Du Dir leisten, wenn Du selbständig bist. So lange Du von meinem Gelde lebst, hast Du zu gehorchen!“

„Es kann ein Augenblick kommen,“ sagte Karl erregt, „in dem es mir die Selbstachtung verbietet, überhaupt noch Geld von Dir anzunehmen!“

Dieselbe tiefe Falte zwischen den Augenbrauen zeigte sich bei Vater und Sohn, nur war das Gesicht des Sohnes blaß und regungslos und das des Vaters vom Zorn gerötet.

„Du willst Dich also widersetzen?“ schrie Siegner, und mit drohend erhobener Faust trat er an den Sohn heran.

Mit schweigendem Entsetzen hatten die beiden Frauen bisher der immer heftiger werdenden Auseinandersetzung beigewohnt.

Jetzt warf sich die Mutter zwischen Vater und Sohn.

„Jesus Maria!“ schrie sie. „Was willst Du tun?“

„Willst Du gehorchen?“ schrie Siegner, alle Selbstbeherrschung verlierend, seinen Sohn an.

„Karl, geh fort! Bring den Vater nicht zum Aeußersten“, flehte Martha.

Aber wie ein Rasender stürzte sich Siegner schon in demselben Augenblicke auf den Sohn; die Frauen warfen sich ihm in den Weg. Sie schrien auf unter den Schlägen, die sie von Siegners Faust erhielten, aber sie deckten mit ihren Körpern die Tür, damit der vor Wut schäumende Vater den Sohn nicht verfolgen könne.

XVII.

Es war am Dienstag Abend. Karl Siegner hatte an diesem Tage viel zu tun gehabt. Als er am Abend in sein Zimmer trat, fand er einen Brief des Marktscheiders Ewers vor, in welchem dieser ihm mitteilte, daß er zu einer eiligen Arbeit nach außerhalb abgereist sei und erst gegen Ende der Woche zurückkehren werde. Der Brief enthielt die Bitte an Karl, wie üblich die Postfachen in Empfang zu nehmen und die Arbeit im Bureau zu verteilen. Außer diesem Briefe lag auf dem Tische noch eine Zeitung unter Kreuzband. Eine Stelle in der Zeitung war stark mit Blauftift angestrichen und mit einem vierfachen Rande umzogen. Natürlich richteten sich die Augen Karls zuerst auf diese Stelle, und er las:

„Zu der Affäre des verhafteten Oberschichtmeisters Kornke wird uns mitgeteilt, daß die Verteidigung des in allen Punkten geständigen Verbrechers der Referendar Karl Siegner übernommen hat. Diese Tatsache entbehrt insofern nicht eines pikanten Beigeschmacks, als der Referendar Siegner der Bräutigam der einzigen Tochter des Angeklagten ist und sich so der interessante Fall ereignen wird, daß der zukünftige Schwiegersohn vor den Geschworenen seinen Schwiegervater verteidigen wird. Der an und für sich denkwürdige

Prozeß erhält durch diesen Umstand noch ein neues Interesse.“

Diese Zeitungsnotiz übte einen verblüffenden Eindruck auf Karl aus, so kurz sie war. Sie war falsch; denn Karl dachte nicht daran, die Verteidigung zu führen. Er wäre auch infolge seiner kurzen, juristischen Praxis gar nicht dazu befähigt gewesen. Die Zeitungsnotiz enthielt aber noch etwas viel Schlimmeres, als diese falsche Nachricht: die öffentliche Mitteilung, daß Karl der Bräutigam Helenens sei. Damit wurde die ganze Situation, in der sich Karl befand, für den Augenblick noch verwickelter. Er konnte und durfte die Nachricht nicht widerrufen; denn das wäre unehrlich von ihm gewesen. Alle seine Hoffnungen aber, daß die Zukunft irgend eine Aenderung bringen würde, durch die es möglich werden könnte, ihn und Helene zusammenzuführen, waren mit einem Male verschwunden. Die Nachricht durfte aber wieder auch nicht unberichtigt bleiben. Zum mindesten hatte Karl schon um seiner Vorgesetzten willen die Verpflichtung, dem Blatte mitzuteilen, daß die Nachricht von der Uebernahme der Verteidigung absolut unrichtig sei. Wenn er aber nur diese falsche Nachricht bemängelte, gab er stillschweigend zu, der Bräutigam Helenens zu sein, und damit war der Augenblick des Zusammenbruchs aller jetzigen Verhältnisse gekommen.

Wenn doch Ewers dagewesen wäre, damit sich Karl mit ihm hätte beraten können! Ewers hatte die Vormundschaft über Helene übernommen. Karl hatte ihm von seinen Beziehungen zu Helene bisher nichts erzählt, waren diese Beziehungen doch aussichtslos gewesen. Jetzt, nach dem Erscheinen der Notiz wäre Karl verpflichtet gewesen, dem Vormund Helenens Nachricht zu geben; aber Ewers war fort und hatte nicht einmal seine Adresse hinterlassen.

Das Resultat des Nachdenkens einer schlaflosen Nacht war für Karl das, die Notiz vorläufig unberücksichtigt zu lassen.

Gasda hatte dafür gesorgt, daß 50 Exemplare der für Karl verhängnisvollen Zeitung unter Kreuzband verschickt wurden und zwar an Karl, an dessen Vater und einen großen Teil der Beamten der Mathildegrube, an den Gerichtsdirektor, den Staatsanwalt und andere Persönlichkeiten, die zu den Vorgesetzten Karls gehörten.

Der alte Siegner war fassungslos, als er die Notiz las. Er hatte einen erneuten Wutanfall, so daß Frau und Tochter flüchteten. In seiner sinnlosen Wut war der törichte Mann überzeugt, daß Karl selbst diese Notiz veranlaßt hatte, um ihn zu zwingen, das Verhältnis zu Helene wieder zu gestatten. (Fortsetzung folgt)



Die Schlacht an der Rakzbach

Von F. von Westphal in Berlin

Obwohl sich die Preußen während des ganzen Frühjahrsfeldzuges 1813 überaus tapfer gezeigt hatten und nur vor der Uebermacht der französischen Heere zurückgewichen waren, obwohl sie bei den ausbrechenden Kämpfen nach dem Waffenstillstand, in den Augusttagen 1813, es auch nicht an Ausdauer wie an Mannesmut hatten fehlen lassen, sollte doch den Reigen der entscheidenden und empfindlichen Schläge, welche die verbündeten Heere der Preußen und Russen dem französischen zufügten, erst die Schlacht an der Rakzbach eröffnen. Es war am 26. August, nach einer Reihe sehr ermüdender, langandauernder Märsche in strömendem Regen und bei aufgeweichtem Boden. Das verbündete preußisch-russische Heer hatte sich, in der Meinung, es mit einer doppelt so starken und von Napoleon selbst befehligten Streitmacht zu tun zu haben, unter steten Gefechten von Löwenberg über Goldberg bis in die Gegend von Jauer und Striegau zurückgezogen. Am 24. und 25. August, nach dem Gefechte bei Goldberg, war man jedoch außer Fühlung mit der französischen, von Macdonald befehligten Boberarmee — Napoleon war am 23. mit seinen Garden nach Dresden zurückgeeilt — gekommen und glaubte den Feind aus unbekannter Ursache im Rückzug begriffen. Daher wurde für den 25. von Blücher wieder der Vormarsch befohlen. Macdonald, der westlich von der Rakzbach stand und gleichfalls nichts

Genaueres über die Stellung des Feindes wußte, ordnete, allerdings erst am 26. August, gleichfalls den Vormarsch an. Der linke Flügel, das 3. Korps unter General Souham, sollte die Rakzbach bei Kroitsch überschreiten und über Liegnitz nach Jauer marschieren. Er zeigte sich aber in der Ausführung des Befehls, zum Glück für die Verbündeten, sehr lässig und marschierte anstatt vormittags erst nachmittags ab. Das Zentrum unter Gerard und die Kavallerie unter Sebastiani sollten auch bei Kroitsch die Rakzbach überschreiten und an der Wütenden Neisse entlang gegen Jauer marschieren. Der rechte Flügel endlich, der aus zwei Divisionen des 5. Korps unter Lauriston bestand, hatte Marschordre über Seichau nach Jauer. Mit Ausnahme des Korps Souham rückten die Truppen in der neunten Morgenstunde vor.

Blücher und Szeisenau hatten für den 26. August beschlossen, die Rakzbach zu überschreiten und dem Feinde, den sie im Rückgehen wähten, nachzusehen. Langeron, der den aus Russen bestehenden linken Flügel leitete, sollte bei Riemberg über die Rakzbach gehen, General York, der das preußische Zentrum befehligte, bei Dohnau den Fluß überschreiten, und Sacken, der Befehlshaber des linken russischen Flügels, York folgen. Doch Langeron, der von dem Oberbefehlshaber Barclay insgeheim mit der Beaufsichtigung Blüchers betraut war und in keinem guten Einvernehmen mit dem die Tat



phot. F. v. Weiphal in Berlin

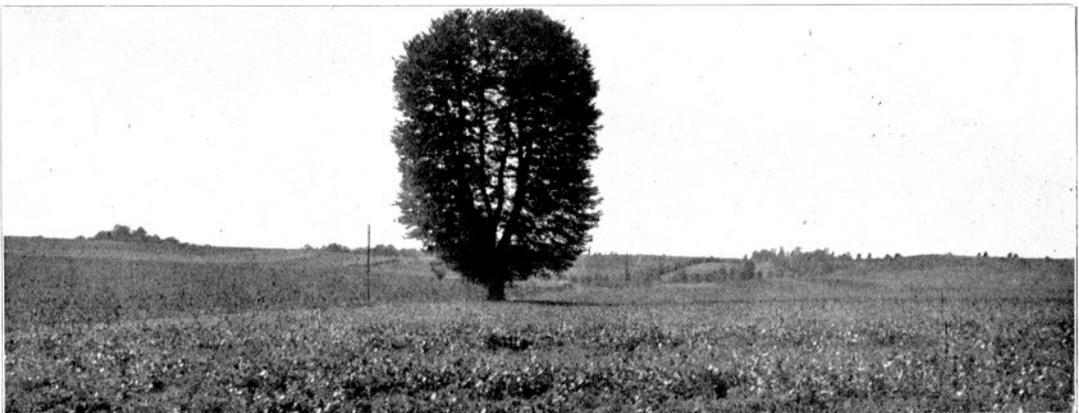
Dorf Schlaup am linken Ufer der Wütenden Neisse,
Schauplatz des Kampfes Langerons gegen Lauriston

liebenden preußischen Feldmarschall stand, war, wie schon wiederholt vorher, wieder einmal nicht mit dem Angriffsplane Blüchers einverstanden. Er glaubte unbedingt an eine Niederlage und sandte, um nicht unnötig Mannschaften und Material einzubüßen, seine Bagage und die meisten Geschütze nach Jauer zurück, während seine Vortruppen bereits bei Seichau im Gefechte mit den Franzosen standen. Die Uebermacht unter Lauriston drängte die Vortruppen zurück, und Langeron, der nichts zu ihrer Unterstützung tat, gab selbst das durch seine vortrefflich geschützte Lage ausgezeichnete Dorf Hemmersdorf und den benachbarten Wein- und Kirchberg auf und hielt mit Mühe das gleichfalls gegen Westen sehr gut gedeckte Dorf Schlaup am linken Ufer der Wütenden Neisse.

Währenddes war die Vorhut der Borschen Truppen über die Raabach bis zu den Dörfern Kroitsch, Wültjch und Rothkirch vorgedrungen. Da aber das Zurückgehen der Langeronschen Truppen bemerkt und irrtümlich als eine Ab-

sicht Blüchers aufgefaßt wurde, beschloß man auch hier, wieder über die Raabach zurückzugehen. Doch geschah dies in ganz anderer, ehrenhafter Weise. Die Dörfer Nieder-Krayn, Kroitsch und Wültjch wurden mit Truppen, besonders Jägern und Schützen besetzt, damit die Uebergänge über die bei Nieder-Krayn in die Raabach mündende Wütende Neisse und die Raabach selbst gedeckt seien. Bei Nieder-Krayn schob Oberst von Rakler eine Batterie gegen den Feind vor und schützte auch den Schlauphof, sowie das Dorf Weinberg, von wo aus mehrere Hohlwege auf das hochgelegene Plateau hinaufführen, das von der Raabach und der Wütenden Neisse umfaßt wird.

Das französische Korps Gerard, das, ohne den Feind zu ahnen, gegen die Raabach marschierte, war nicht wenig verblüfft, bei der Annäherung an Kroitsch plötzlich mit Gewehrfeuer empfangen zu werden. Als des starken Regens wegen aus den Büchsen der Jäger trotz der ledernen Schutzdeckel, die über die Gewehrähne gespannt



phot. F. v. Weiphal in Berlin

Der Schauplatz des Reiterkampfes bei Bellwihshof

Zm Hintergrunde der Kuh- und der Kreuzberg, wo der Kolbenangriff der preußischen Landwehr erfolgte



Die Wütende Reisse nahe Weinberg bei gewöhnlichem Wasserstande

Rezept den kampflustig anstürmenden Preußen entgegensezte, waren im Nu umzingelt und mit wuchtigen Kolbensschlägen innerhalb kurzer Zeit in ebensoviel Haufen von Toten und Verwundeten zusammengeschlagen. Als die preußische Reiterei das erfolgreiche Vorgehen der Infanterie bemerkte, war auch sie nicht mehr zu halten. Die französischen Kanoniere wurden niedergebaut und die sich frisch bildenden Infanteriekarrees gesprengt. Die Nationalkavallerie stürmte der Linienkavallerie nach und warf Massen von feindlicher Artillerie und Infanterie, die sich eben mühevoll durch die Hohlwege zum Plateau heraufgearbeitet hatten, sodas alles im tollen Wirrwarr in die Wege zurückstürzte, die im Nu verstopft wurden und in denen sich nun grauenvolle Szenen abspielten. Erst drei von der Seite heranrückende französische Bataillone vermochten die preußische Kavallerie zurückzuwerfen, die durch ihr ungestümes Vordringen in Unordnung geraten war, zumal neue französische Reitergeschwader, von General Sebastiani geführt, mit Macht heranbrausten und auch die linke Seite der preußischen Artillerie aufzurollen drohten. Da ging Nord mit der 2. Brigade in geschlossener Masse vor, warf die französische Reiterei zurück, die nunmehr auch wieder von der preußischen Reiterei angegriffen wurde und sich dazu noch von den russischen Husaren des Korps Sacken in der Flanke angefallen sah.

Unter diesem allgemeinen Ansturm wich die französische Reiterei, in wüster Flucht über die Abhänge zur Reisse hinabeilend. Doch man kann den Franzosen keine Feigheit vorwerfen. Sie wichen der Uebermacht, und was an Infanterie frisch durch die Hohlwege und neben ihnen heraufquoll, stellte sich den Preußen und Russen entschlossen entgegen. Desgleichen stießen wieder neue französische Reitermassen vor. Allein das Uebergewicht der kampfbegeisterten Preußen und Russen war zu groß. Blücher, immer an der Front seiner Truppen, befahl nun in seiner derben, den Volkston treffenden Weise das allgemeine Vorgehen, setzte sich an die Spitze der Kavallerie, nahm auch russische Kavallerie und Kosaken dazu, die ihn jubelnd mit Marschall Pascholl (d. h. Vorwärts) begrüßten und brauste nun mit den Reitergeschwadern vorwärts, während Nord sich an die Spitze seiner Infanteriekolonnen setzte. Diesem Ansturm stürzte sich nun aber Sebastiani mit drei eben das Plateau erklimmenden Reiterregimentern entgegen, sodas der preußische Vorstoß für einige Minuten zum Stehen kam und sich ein unheimliches Ringen, eine Reiterjagd entwickelte, an der nach Sneysenaus Bericht etwa 10 000 Reiter beteiligt waren und die das Aussehen einer antiken Schlacht hatte, da man nur das Klirren der Schwerter und das Schreien der Kämpfer vernahm. Doch alle tapfere Gegenwehr der



Schloß Eichholz,
Blüchers Quartier nach dem Siege an der Raabach

phot. F. v. Westphal in Berlin



Schloß Brechelsdorf,
Blüchers Aufenthalt vor und nach der Raabachschlacht

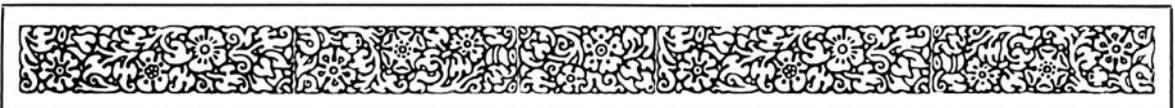
phot. F. v. Westphal in Berlin

Franzosen war umsonst, in dem wütenden Ringen blieben Preußen und Russen Sieger, und französische Kavallerie, Artillerie und Infanterie wälzte sich in panischem Schrecken zur Neisse hinunter, um den Uebergang bei Kraysn zu gewinnen. Hunderte und Aberhunderte fanden in den angeschwollenen Fluten der Wütenden Neisse, die an jenem Tage ihren Namen mit Recht trug, den Tod. Hunderte und Aberhunderte wurden von den Kartätschen der russischen und preußischen Kanonen ereilt. Dieser Flucht konnte auch General Souham nicht wehren, der eben jetzt, viel zu spät, sich dem Schlachtfeld näherte und mit großer Mühe 12 Geschütze über die reizende Rakbach schaffen ließ. Seine vordringenden Infanteriekolonnen wurden von Sackens Artillerie empfangen, und drohend standen russische Kavallerie und Infanterie auf den Uferhöhen, so daß es Souham für geraten fand, ohne Gefecht schleunigst wieder zurückzugehen.

Um 5 Uhr war die Schlacht auf dem rechten Ufer der Wütenden Neisse entschieden, nicht so auf dem linken, wo Langeron sich mühsam der Franzosen erwehrte und, mit seinem Stabe auf dem Breiten Berg bei Bremberg haltend, eben die Befehle zu weiterem Rückzug geben wollte, als Generalleutnant von Müßling mit einigen Offizieren heransprengte und die Siegesbotschaft mitteilte, zugleich den lauen Korpsführer durch den Erfolg seines Kameraden Sacken stachelnd. In überschwenglichen Worten antwortete Langeron und bemühte sich nun, sein bisheriges Verhalten durch doppelten Eifer wieder gutzumachen. Die zurückbeordneten Kanonen rückten schleunigst wieder in die Schlachtlinie, und indem Langeron und seine Offiziere sich selbst an die Spitze ihrer Truppen stellten, gingen sie energisch gegen die einen solchen Angriff nicht mehr erwartenden Franzosen vor und gewannen, unterstützt von der preußischen Brigade Steinmetz, die bei Schlaup und Schlauphof kämpfte, die im Verlauf des Tages verlorenen Stellungen fast alle binnen einer Stunde wieder. Nur ein Teil des Dorfes Hemmersdorf und das Gelände hinter demselben blieb in den Händen der Franzosen, die sich bis tief in die Nacht hinein mit den Russen herumschossen.

In gerechter Würdigung der Verhältnisse jenes Tages kann man weder von einem umfassenden Erfolge, noch von einer völligen Vernichtung des Feindes sprechen. Denn das

Korps Souham war so gut wie garnicht in die Schlacht hineinbezogen worden und das Korps Lauriston nur zum Teil gewichen und wenig geschwächt. Die eigentliche Schlappe hatte das französische Zentrum unter Gerard und Sebastiani erlitten. Da sich diese teils durch die Uebermacht der Preußen und Russen, teils durch die günstigen Terrainverhältnisse des Schlachtfeldes herbeigeführten Erfolge in der Hauptsache auf dem Plateau zwischen der Rakbach und der Wütenden Neisse abspielten, die Rakbach das größere der beiden Flüsschen ist und Sacken durch sein entschiedenes Eingreifen in den Kampf und durch die Abwehr des Souham'schen Korps ein redlich Teil zur glücklichen Beendigung der Schlacht beigetragen hatte, nannte, auch wohl um den russischen Korpsführer zu weiteren Taten anzuspornen, Blücher diese Schlacht die „an der Rakbach“. So wenig man den Franzosen bei der schwierigen Verteidigung des Geländes Unmännlichkeit zum Vorwurf machen kann, so sehr ist auch die Bravour der Preußen in dieser Schlacht zu bewundern. Man muß bedenken, wie müde und ausgehungert die Truppen waren. Schuhwerk fehlte vielen von ihnen gänzlich; die Kleider waren von tagelangem Regen durchnäßt, der Magen leer, und doch kämpften sie mit einer wahren Löwenbravour. Herrlich genug waren die Früchte dieses Sieges. Konnte doch Blücher dem Könige als Zeichen des Erfolges die Erbeutung von 36 Kanonen, über 100 Munitions- und anderen Wagen und die Gefangennahme von 1400 Franzosen melden. Diese und der verhältnismäßig leichte Sieg aber zeitigte den noch weit höher zu bewertenden moralischen Erfolg. Die Truppen wurden trotz der Entbehrung mit frischer Zuversicht und neuer Kampflust erfüllt: es ging endlich wieder und von nun an ohne Aufhören vorwärts! Auch das Vertrauen der Generale, besonders der russischen, zum Generalstab, an dessen Spitze Blücher und Sackenau standen, erfuhr eine wertvolle Festigung, und die bei der Verfolgung des Feindes noch verschiedentlich errungenen Erfolge, besonders die Schwächung des Feindes durch die Gefangennahme der Division Puthod am 29. August (Siehe „Schlesien“ Jahrgang VI, Seite 277 ff), vollendeten in glücklichster Weise den frischfröhlich an den Ufern der Wütenden Neisse und Rakbach errungenen Sieg, den herrlichsten, der vor hundert Jahren auf schlesischem Boden erfochten wurde.



Gemarkung, Dorf und Haus in Schlesien

Von Ober-Landmesser M. Hellmich in Breslau

Die zur Erforschung der Landesgeschichte benutzten Quellen haben in der neuesten Zeit an Zahl erheblich zugenommen. Aus den Akten der Archive glaubte man lange die sichersten Nachweise schöpfen zu können und ging achtlos und auch wohl etwas geringschätzig an viel älteren und ehrwürdigeren Urkunden vorüber, die freilich schwerer deutbar, vielleicht aber um vieles zuverlässiger sind, als die doch immer persönlich gefärbten Berichte alter Chronikenschreiber oder die erweislich in überaus großer Zahl gefälschten Beurkundungen älterer Zeit. Solche Quellen auch für die Siedelungsgeschichte ergiebig gemacht zu haben, ist das hohe Verdienst des unlängst in Berlin entschlafenen ehemaligen Spezialkommissars der Schlesienschen General-Kommission, August Meiken. Von den Ergebnissen der mächtig aufblühenden Vorgeschichtsforschung, der Völkerkunde und der Volkskunde bis herab zu den Karten, die in den Archiven aller Behörden lagern, die mit Landesvermessung und Landmessungen betraut sind, hat er alle Mittel seinen Zwecken und Forschungen dienstbar gemacht, als deren Frucht 1895 sein grundlegendes Werk über „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen“ erschien. Im Auftrage der beiden preußischen Ministerien, die besonders Interesse an solchen Fragen haben, des Ministeriums der Finanzen, dem die Grundsteuerverwaltung unterstellt ist, und des Landwirtschaftsministeriums, folgte Anfang des neuen Jahrhunderts das groß angelegte Werk „Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preussischen Staates“, in dem Meiken Gelegenheit nahm, einzelne seiner früheren Ausführungen nach dem neuesten Stande der Forschung auszubauen.

Schlesien kann voll Stolz auf die Lebensarbeit dieses Sohnes seiner Erde hinweisen. Wenn hier ausführlicher darauf eingegangen ist, so geschah es nur, um auf seine Forschungsweise hinzuweisen, der er in den Ausführungen über unsere engere Heimat gefolgt ist.

Was uns der Boden Schlesiens aus uralter Zeit bewahrt hat, ist zwar an Zahl der Gegenstände schon heute nicht gering, wo die Wissenschaft des Spatens noch jung ist und eben erst durch ein Gesetz unterstützt werden soll. Ihrer Natur nach können sie aber kein erschöpfendes Bild ihrer Zeit geben, da uns nur der Teil erhalten geblieben ist, der nicht, wie Holz, Horn und Gewebe, im Lauf der Jahrtausende verdarb. Und von dem dann übrig bleibenden

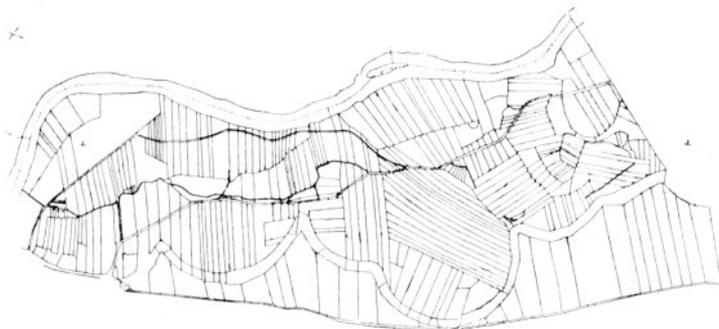
Rest finden wir an Wohnstätten überwiegend nur Abfälle und unbrauchbar gewordene Stücke und in Gräbern je nach der bei der Bestattung herrschenden Anschauung nur einen gewissen auserlesenen Teil der gesamten Habe. Irrtümer und Fehlschlüsse bei der Deutung dieser Funde sind also nie ausgeschlossen.

Soviel aber kann jetzt schon als sicher behauptet werden: schon die Bewohner Schlesiens aus der ausgehenden Steinzeit haben in dorfartigen Siedelungen zusammengewohnt und gezähmte Nutztiere besessen. Solche Art der Siedelung aber muß, um Menschen und Vieh ernähren zu können, mit Ackerbau, wenn auch ursprünglicher Art, verbunden gewesen sein. Gelegentliche Abdrücke von Getreidekörnern und Halmen von Nutzpflanzen an den nachher gebrannten Tongefäßen oder an und in dem Lehmewurf der Hüttenwände bieten einen weiteren Beweis, der schlüssig wird durch die Erfahrung, daß solche Niederlassungen immer auf fruchtbarem, leicht zu bearbeitenden Lößboden, wie z. B. bei Jordansmühl und Ottitz, lagen.

In späterer Zeit zeigen die ausgedehnten Urnenfriedhöfe, die nach ihren Funden durch längere Zeiträume ununterbrochen der Bestattung gedient haben, daß sie von festen Niederlassungen aus benutzt worden sind. Es ist zu hoffen, daß bei der zunehmenden Aufklärung im Volke und mit der Verfeinerung der Beobachtungen bei den Aufdeckungsarbeiten auch in Schlesien so glänzende Funde zutage kommen werden wie in der Mark, wo es gelungen ist, Haus- und Gehöft-, ja sogar Dorfgrundrisse aller Zeitabschnitte bis herab auf die Tage der geschriebenen und verbürgten Geschichte aufzudecken. Bis dahin klappt freilich noch für Schlesien eine von den beteiligten Forschern sehr schmerzlich empfundene Lücke in unserer Kenntnis der ältesten Siedelungsgeschichte.

Darüber helfen auch die von alten römischen und arabischen Schriftstellern überlieferten Nachrichten, die man etwa, freilich ungewiß, auf Schlesien beziehen könnte, nicht hinweg.

Ins Licht der Geschichte tritt Schlesien als ein slawisches Land. Die Entwicklung vom ersten Auftreten der Slawen bis zu ihrem wirtschaftlichen und politischen Rückgang im 13. Jahrhundert hat M. Treblin in seiner ansprechenden Darstellung „Das schlesische Landschaftsbild in slawischer Zeit“ im 3. Jahrgang dieser Zeitschrift eingehend und reizvoll



Muster einer slawischen Gemarkung

geschildert. Hierfür ist namentlich die Deutung der Ortsnamen besonders fruchtbar, die uns erkennen läßt, wie aus dem im Familienverbanden lebenden Volke allmählich eine von wenigen zur Macht gekommenen Geschlechtern beherrschte und bedrückte, rechtlose Hörigenmasse wurde. Auf die älteren Zustände deuten die Namen, welche die Dorfschaft z. B. als „Leute des Jan oder Bogdan oder Luby“ bezeichnen, während später der mächtig gewordene Grundherr Dörfer ansetzte, die seine Handwerker, wie Viehhirten, Holzschläger, Bäcker, Fischer und Jäger bevölkerten.

Wie bei fortschreitender Adels Herrschaft das Volk nach und nach immer tiefer sank, bis es endlich infolge der zerfahrenen Zustände den Adel nicht mehr genügend ernähren konnte, sodaß dieser, inzwischen durch Reisen und verwandtschaftliche Beziehungen mit deutscher Tüchtigkeit und deutschem Fleiß bekannt geworden, in der Ansiedelung deutscher Bauern sein und des Landes Heil und Rettung suchte und auch fand, ist schon oft genug geschildert worden.

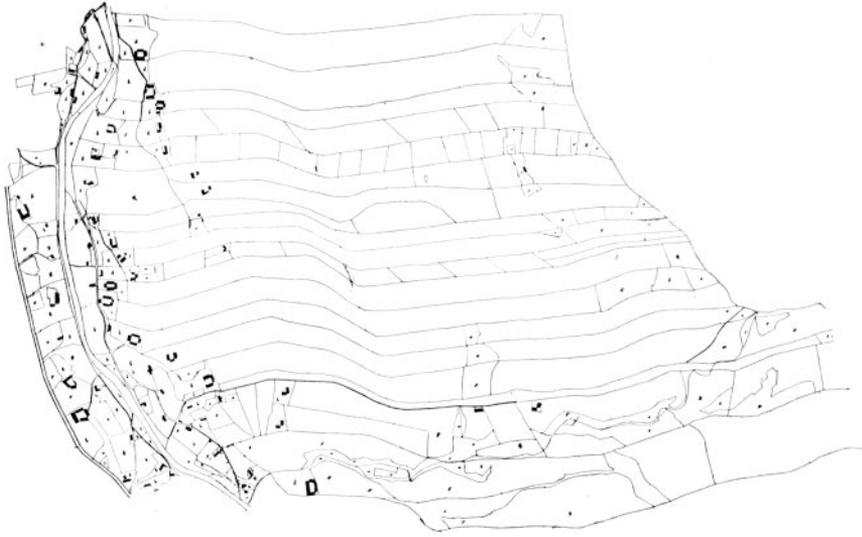
Während aber früher, beim Eindringen der Slawen, die wohl noch recht ursprüngliche Kultur der germanischen Stämme anscheinend restlos unterging, ist die, wenn auch armselige, aber immerhin doch durch 1000 Jahre fortgeschrittene der Slawen bei dem friedlichen Eindringen der deutschen Ansiedler in sehr vielen Resten noch erhalten geblieben und als nicht deutsch zu erkennen.

Der auf niedrigster, kindlich anmutender Entwicklung stehende Ackerbau der Slawen prägt sich unverkennbar in der Einteilung des unter dem Pfluge stehenden Landes aus. Die oben im Bilde wiedergegebene bäuerliche Ackerfeldmark eines Dorfes im Kreise Sagan mißt nur etwa 125 Hektar; die Steilhänge des Bobertalrandes sind mit Wald bestanden, der sich auf der Höhe und gleichfalls im bäuerlichen Besitz noch weit hinzieht und so die Feldmark größer erscheinen läßt. Was es aber mit diesem Waldbesitz auf sich hat, erhellt aus dem Umstande, daß vor noch nicht 20 Jahren einzelne, allerdings wohl die schlechtesten Flächen daraus, mit

dem darauf stehenden Holz zu etwa 60 Mark für einen preußischen Morgen verhandelt worden sind. Der Acker und die Wiesen aber, also die Flächen, von denen die Dorfsassen eigentlich lebten, verteilte sich unter 26 Besitzer, sodaß im Durchschnitt auf jeden Haushalt 5 Hektar fielen. Reichere Besitzer, etwa ein Drittel der Gesamtzahl, besaßen natürlich mehr, bis zu 12 Hektar. Aber diese Fläche lag in unzähligen Flecken und Fleckchen — in einem Falle 37 Stücke — allenthalben in der Feldmark zerteilt. Das war nach gutem slawischen Brauche recht und billig; denn jede Verschiedenheit der Bodengüte, jede natürliche Grenze, und wenn sie nur in einem Graben, oder einer geringen Böschung bestand, hatte genügt, um einen besonderen Flurteil, eine selbständige „Gewanne“, zu bilden, in der dann jeder Hauswirt wieder sein Stück erhalten mußte. So allein vermochten die Ältesten einer slawischen Gemeinschaft infolge ihrer rückständigen Kenntnisse vom Anbau und von der Vermessung des in Besitz genommenen Landes eine gerechte, gleichwertige Verteilung vorzunehmen.

Im Gegensatz hierzu bieten die Gemarkungen der deutschen Siedelungen ein viel geordnetes Bild. Als Beispiel sei ein Ausschnitt aus der Gemarkungskarte eines deutschen Reihendorfes der Grafschaft Glatz geboten. (Bild Seite 613). Er gibt etwa die Hälfte der ganzen Feldmark, die also ungefähr 600 Hektar groß ist, wobei sich nur wenig Wald befindet. In langen gleichlaufenden Streifen, von denen jeder ursprünglich den gesamten Besitz eines Ansiedlers darstellte, ist hier die Aufteilung durchgeführt, ohne Rücksicht auf örtliche oder wirtschaftliche Hindernisse; deren Ueberwindung konnte man getrost dem Besitzer überlassen, der sich mit ihnen kraft seiner guten landwirtschaftlichen Kenntnisse und durch die den slawischen an Stärke und Zweckmäßigkeit weit überlegenen Geräte und Werkzeuge wohl abfinden konnte.

Auf slawischem Gebiete hatte jede Feldabteilung einen Flurnamen, weil die Bewohner des Dorfes diese Unterscheidung brauchten, um sich unter den immer sehr zahlreichen Stücken,



Muster einer deutschen Waldhufengemarkung

die jede Besizung bestellen mußte, zurecht-zufinden. Diese Namen wurden von der Form, der Lage, der Bodenbeschaffenheit oder anderen auffälligen Eigenschaften abgeleitet und haben sich da, wo die Feldmark in alter Beschaffenheit und Einteilung unverändert geblieben ist, bis heute erhalten. Ihre Erforschung dürfte noch manche Beiträge zur Siedelungsgeschichte liefern; sie in Angriff zu nehmen, ist kaum mehr aufzuschieben, da auch hier unwiederbringliche Verluste drohen.

Im Gebiete der deutschen Siedelungen lag ein Bedürfnis der ganzen Dorfgemeinschaft nach solchen Benennungen nicht vor. Jeder Besitzer bewirtschaftete vom Gehöft bis zur Grenze nur seine eigene Hufe und kannte und brauchte garnicht die Bezeichnungen, die seine Nachbarn auf ihren Besizungen anwandten. So ist auch als Folge davon die Zahl der Flurnamen hier sehr gering und auf die wenigen, von der Gesamtheit der Ortsinsassen für einzelne hervorragende Vertlichkeiten benutzten beschränkt. Die Flurnamen waren bei den Slawen eben ein wirtschaftliches Erfordernis; bei den Deutschen dagegen — in Schlesien wenigstens — befriedigten sie ein schöngeistiges Bedürfnis, während ihr Gebrauchswert nebensächlich war.

Zwischen diese eben beschriebenen, in ihrer völkischen Zugehörigkeit rein hervortretenden Formen tritt nun in Schlesien noch eine dritte Feldeinteilung, die Meixen in seinem letzten Werk als flämisch bezeichnet. Er gibt dort auf Seite 95 auch ein Bild derselben, das er gleichzeitig aber selbst als schematisch bezeichnet. Es scheint ihm im Gegensatz zu seiner sonstigen Arbeitsweise nicht möglich gewesen zu sein, ein treffendes Beispiel im Osten zu finden. In Schlesien habe ich nach einem seiner Be-

schreibung genau entsprechenden Dorfe bisher vergebens gesucht. Man findet Flureinteilungen scheinbar nach dem von ihm gegebenen Muster in großer Zahl außerhalb des Gebietes der schlesischen deutschen Reihendörfer. Alle aber besitzen Gehöfte zu beiden Seiten der Dorfstraße und ihre dazu gehörigen Besizungen sind gleichfalls durch die Dorfstraße getrennt, wie das Beispiel eines Dorfes aus dem Kreise Falkenberg es zeigt. (Bild S. 614). Also gerade das von Meixen für die von ihm als flämisch bezeichneten Dörfer als besonderes Kennzeichen hingestellte Durchlaufen der Hufen von einer Gemarkungsgrenze zur anderen über die nur auf einer Seite bebauten Dorfstraße hinweg fehlt hier überall.

Wohl hat eine Zeitlang in einzelnen Teilen von Schlesien, in Neisse und Ratibor, flämisches Recht geherrscht. Das könnte aber sehr wohl von deutschen Ansiedlern mitgebracht worden sein. Sprachforscher dagegen sprechen sich ganz entschieden gegen eine irgend wie nennenswerte Beteiligung des flämischen Stammes an der großen deutschen Besiedelung Schlesiens aus dem Grunde aus, weil die schlesische Mundart nur verschwindende Spuren von deren Mitwirkung bei ihrer Bildung aufweist, während im Gegensatz hierzu alle anderen Stämme unverkennbar dazu erheblich beigetragen haben.

Dagegen scheint mir die hier besprochene Aufteilung der Gemarkung sich ungezwungen anders erklären zu lassen. Es ist bekannt, wie mit dem Ausblühen der zu deutschem Recht angelegten, mit deutschen Einwanderern besetzten Dörfer sich sehr bald die Erkenntnis Bahn brach, daß neben der Tüchtigkeit und dem größeren wirtschaftlichen Fortschritt der

Eingewanderten, doch auch die größere Freiheit gegenüber den Grundherren an deren Gedeihen wesentlichen Anteil hatte. Das hatte zur Folge, daß man bald dazu überging, vorhandene polnische Orte, oft unter Vereinigung mehrerer Ortsgemarkungen zu einer, nach deutschem Recht neu auszufassen, sei es, daß man Polen oder Deutsche oder beide gemischt für diese Orte als Ansiedler warb. Die polnischen Lasanten hatten kein Besitzrecht an den Stellen, die sie nur immer für eine Ernte bewirtschafteten, und konnten zu jeder Zeit von den Grundherren zum Verlassen der Scholle und des Hofes gezwungen werden.

Stellt man sich nun vor, daß ein solcher Ort, ein polnisches Straßendorf z. B. schon bestand, so wird man die Ortslage wahrscheinlich beibehalten haben; die Gehöfte daran lagen, wie wir später sehen werden, eng bei einander, konnten aber, bei der erbärmlichen Bauart der slawischen Hütten, leicht zwei zu einem vereinigt werden. Blieb somit nur die Frage der Aufteilung der Feldmark. Die Hufe, von dem Gehöft an der Dorfstraße zur Gemarkungsgrenze verlaufend, war die Grundlage deut-

schen Rechts- und Wirtschaftslebens. Teilte man nun den Gehöften ihre Hufenstreifen zu, so blieb, an beiden Dorfsenden vorbeistreichend, ein bald schmalerer, bald breiterer Streifen übrig, da die Dorfstraße nicht wie beim deutschen Reihendorfe querüber von Grenze zu Grenze reichte. Aus diesen schnitt man nun, entsprechend der Gewohnheit in der alten Heimat, den Hufenbesitzern nach ihrer Reihenfolge kürzere Streifen aus, bis die Gemarkung vollständig nach dem Anteilsverhältnis, nicht nach gleichen Teilen, wie bei den Slawen, und großzügiger, wie bei diesen, aufgeteilt war. Wenn man sich heute vor die gleiche Aufgabe gestellt sähe, würde man in Rücksicht auf die der damaligen Zeit zur Verfügung stehenden einfachen Mittel wohl zu der gleichen Lösung kommen, und daher will mir diese Erklärung einleuchtender erscheinen als die durch Heranziehung einer flämischen Besiedelung, die, wenn man nach der weitverbreiteten Form solcher Gemarkungsaufteilung urteilen will, sehr ausgedehnt gewesen sein müßte. Dagegen sprechen aber wieder die oben angeführten Bedenken.

(Fortsetzung folgt)



Muster einer sogenannten „flämischen“ Hufengemarkung

Der Fremdenlegionär

Skizze von M. Wolff-Vandersloot in Bunzlau

Ludwig Sandmann trat aus der Filiale des Credit Lyonnais wieder auf die Place Sadi Carnot hinaus und fühlte noch einmal sorgsam nach dem wohlgefüllten Portefeuille in der Brusttasche. Jawohl, es steckte fest und sicher. Ein Lächeln ging über das feinzügige Gelehrten-ge-sicht, auf dem das Braun der Tropensonne wie fremde Farbe lag, die schmale Hand strich leicht über den rauhhaarigen schwärzlichen Schnurrbart, und hinter der hoch aufsteigenden Stirn saß der Gedanke: es ist doch bequem für den Gegenwartsmenschen, ein Sohn seiner Zeit zu sein! Dieser Zeit, die selbst aus Wüsten-Einsamkeit die Wünsche des Menschen mit Windeseile zu den Stätten der Kultur befördert, um sie dort bereitwilligst zur Tat werden zu lassen.

Vor nicht vielen Tagen war sein Telegramm von der Endstation der algerischen Bahn im äußersten Südwesten der französisch-nord-afrikanischen Provinz, hart an der Grenze Marokkos, an die heimatische Bank abgegangen — und heut bei seiner Ankunft in Sidi-bel-Abbes bedurfte es nur eines kleinen Ganges, um das Begehrte in Gestalt knitternder Scheine und blinkender Goldstücke in Empfang zu nehmen.

Ludwig Sandmann sah nachdenklich über den weiten Platz und zog seine Uhr. Der Zeiger wanderte der Sechs zu, und der deutsche Reisende atmete auf. Nun mußte es kühler werden. Vorläufig flimmerten die gelben Häuser freilich noch in der gelben Sonnenluft und strömten die tagsüber getrunkene Glut aus, und Sidi-bel-Abbes lag, von der Schwüle gebannt, noch in tiefem Schweigen — und auch Ludwig Sandmann überlegte, ob er nicht lieber in sein hier am Platz belegenes Hotel zurückkehren solle; dann aber siegte die Sucht des Reisenden, die Zeit möglichst auszunützen und möglichst viel Neues zu sehen.

Er schlenderte über die Place Carnot und bog in die breite, von Maulbeerbäumen beschattete Avenue de Mascara ein, die von Osten nach Westen die Stadt durchquert und sich in der Mitte mit der ebenso schnurgeraden, von Norden nach Süden laufenden Straße von Oran schneidet. Seine Augen, die wochenlang in grelles Wüstenlicht und endlos sich deh nende Flächen geschaut hatten, empfanden die engeren Sehkreise und das schattige Dämmer mit wohllichem Behagen.

Der Deutsche schritt langsam, sich aufmerksam umsehend, weiter. Bald mußte er es sich

lächelnd klarmachen, daß es afrikanischer Boden sei, den sein Fuß trat. Denn die sauberen Häuser, die Kaufläden, die Hotels und Cafés boten ein völlig europäisches Straßenbild. Und nun wanderten die Gedanken des Gelehrten aus der ihn umgebenden Wirklichkeit hinaus, rückwärts, jenseits der Gegenwart. Jahrzehnte versanken und mit ihnen Häuser und Straßen und Festungsmauern, und Baumgrün und Blumenleuchten, und nichts blieb als öder Sand, und aus ihm hob sich das Grab des heiligen Marabou, und über die gelben Flächen kamen braune Araber scharenweise gezogen und warfen sich andächtig an dem Wallfahrtsorte nieder.

In diese mit innerem Auge geschauten Bilder versunken, war Ludwig Sandmann die Allee weiter und weiter gegangen. Jetzt kehrte sein Sinn in die Wirklichkeit zurück, und sein Auge faßte ein riesiges Gittertor, das einen breiten, baumbestandenen, sandbedeckten Hof von der Straße abschloß. Jenseits desselben hob ein dreistöckiges Gebäude die kahle, graue Front zu dem tiefen Himmelsblau, kleinere Bauten lehnten sich ihm an, und als der Deutsche zwischen den eisernen Torstäben die leuchtende Uniform einer Wache schimmern sah, sagte er sich gleichgültig: „Eine französische Kaserne“. Die interessierte ihn nicht weiter, und er wollte vorbeigehen, als eine Veränderung der stillen Szene ihn fesselte.

Der Hof belebte sich, scharenweise eilten buntgekleidete Gestalten aus den Kasernen-türen, füllten den eben noch stummen, leeren Raum mit lärmender Bewegung und drängten an dem wachhabenden Sergeanten vorbei durch ein Pfortchen des großen, geschlossenen Tores auf die Straße hinaus. Im Nu war die Allee von einem rot-blau-weißen Strom über-schwemmt, und der fremde Wanderer ließ sich unwillkürlich von der Menschenwelle aufnehmen und trieb mit ihr wieder der Stadt zu. Aufmerksam betrachtete er die eiligen Gesellen um sich her. Abenteuer-Gestalten in kurzer, blauer Jacke und weiten, roten, in weißen Samaschen steckenden Hosen, hellrote Käppis weit aus den Gesichtern geschoben, die alle von der Glut der Afrikasonne versengt waren — und doch offenbar nicht Söhne einer gemein-samen Nation. Neben dem kleinen, behenden Romanen schritt groß und breitschultrig der Germanen-Prözl, dessen nördlich-helles Auge seltsam aus der sonnenschwarzen Haut schaute.

Ein leichter Stoß traf Ludwig Sandmann an der Seite.

„Pardon!“ sagte in demselben Augenblick eine höfliche Stimme, und eine schlanke Gestalt wandte flüchtig im Vorbeigehen den Kopf, während die Hand grüßend an das Käppi griff.

Der Deutsche wollte ein ebenso höfliches „Bitte“ murmeln, als der Soldat den raschen Schritt hemmte. Ein Ruf der Ueberraschung kam unter einem langgedrehten, dunklen Schnurrbarte hervor, große, blaue Augen starrten mit dem Ausdruck der Verblüffung in das Gelehrtengezicht, und dann klang Ludwig Sandmann plötzlich sein Name entgegen — zweifelnd, fragend. . .

„Jawohl — ja,“ sagte er verwirrt und blickte nun seinerseits auf den schmalen Kopf unter dem roten Käppi und suchte und suchte in seiner Erinnerung und konnte das Erkennen doch nicht fassen. Da glitt ein Lächeln über die hübsch und regelmäßig geformten Züge des andern; die scharfen Linien, die von der Nase zum Munde liefen, verschwanden, das Gesicht ward runder und jünger, und mit einem Male zerriß der Nebel vor Ludwig Sandmanns Gedächtnis, und aus dem Fremden ward der Freund aus den Jugendtagen.

„Leo Bürger!“ rief er.

„Na endlich!“ sagte der Mann in der blauen Jacke und schüttelte herzlich die dargebotene Hand. „Lange genug hast Du gebraucht, um mich zu erkennen! Hab’ ich mich denn so verändert?“

Aber Ludwig Sandmann fragte hastig, statt zu antworten: „Ja, um Gotteswillen, wie kommst Du denn hierher? Und — in die französische Uniform?“ und Leo Bürger zuckte daraufhin die Achseln und sagte halb ärgerlich, halb verlegen lachend: „Ja, hast Du noch nie etwas von der Fremdenlegion gehört?“

Ludwig Sandmann schrak unwillkürlich zurück. Ja, gehört hatte er genug von dieser Freistätte der modernen verlorenen Söhne. Und sich gar manches Mal zornrot geärgert, daß Jahr für Jahr immer wieder deutsche Toren trotz aller Warnungen hinliefen und sich einfangen ließen und ihre deutsche Haut für Frankreich zu Markte trugen. Und so hatte er sich geflüßentlich nicht um die aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Söldner gekümmert, die ihm während seiner Wüstenreise hin und wieder auf vorgeschobenen Militärposten begegnet waren.

Aber jetzt stand einer dieser Reisläufer der Gegenwart vor ihm und war der Freund aus alter Zeit, der Schulgenosse von Quarta an. Ein übermütiger Laugenichts von jeher, aber begabt, geistfunkeleind, einer, auf den die Verse geschrieben schienen:

„Doch laß ihn wildern nur und toben,
Gemeines Ende nimmt der nicht;

Tief sinkt er — oder steigt nach oben
Zu einem ungeahnten Licht.“

Dieses ihm selbst unbewußte Schicksalsversprechen, das irgendwie sein Wesen ausstrahlte, hatte den Musterjünger immer wieder zu dem Lehrerschrecken hingezogen und mit ihm ausgehört. — Und jetzt?! Blißschnell jagten sich im Kopfe des Gelehrten die Möglichkeiten, die in der Fremdenlegion enden ließen.

Leo Bürger las die Gedanken von des Freundes offenem Gesicht. Und er lächelte spöttisch und klopfte ihm auf die schmale Schulter und sagte: „Sei ruhig, Du bist nicht gerade unter Räuber und Mörder geraten. Eher unter Pechvögel, wenigstens zum größten Teil,“ und weckte damit die ihm wohlbekannte Gutmütigkeit Ludwig Sandmanns, dessen graublau Augen schon wieder freundlicher blickten, und auf dessen härtigen Lippen eine Entschuldigung wegen des unwillkürlich aufgestiegenen Verdachtes zu schweben schien.

Der Legionär schnitt sie rasch ab, nahm den wiedergefundenen Kameraden unter den Arm und schritt mit ihm der Stadt zu. „Komm,“ sagte er, „wir wollen uns einen stillen Winkel suchen. Bis um neun Uhr sind wir unsere eigenen Herren. Und da will ich Dir beichten wie in alten Zeiten. Ich hab’ Dir ja immer gern meine dummen Streiche anvertraut, weil Du dann so schöne Moralpredigten hieltest.“

„Wenn sie nur etwas genügt hätten“, erwiderte der andere halb lachend, halb seufzend — und vor ihm standen wieder die Schülerzeiten in der alten schlesischen Pflaumenstadt, er sah zu Füßen der altehrwürdigen Kirche die Passage sich ausbreiten, unter deren gewölbtem Dache sich die junge Welt so gern das „zufällige“ rendez-vous gab, dem Lieblingsaufenthalt Leo Bürgers, wo er mit angeborenem Talent den blonden und braunen Backfischchen die Köpfschen verdrehte, und hörte in all das Geflüste hinein das Glockenspiel von den roten Türmen zu jeder vollendeten Stunde in einem Choral über die Stadt klingen.

Er war so versunken in die Vergangenheit, daß er wortlos dem Legionär durch die immer belebter werdende Straße und über den Marktplatz folgte, auf dem Morgen- und Abendland sich berührten. Der spanische Ansiedler und der französische Eroberer schritten an den eingeborenen Söhnen des schwarzen Erdteils vorüber, und neben ihnen schlich der Nachkomme Sems im blauen Kaftan — helle Damentoiletten schimmerten neben bunten Uniformen . . . Sidi-bel-Abbes war aufgewacht.

Leo Bürger bog aus dem Schwarme in ein Gewir von Nebengassen ein, in das der Strom der eleganten Promenierenden keine Wellen schlug. Nur die langen Arabergestalten, vom

Kopfe bis zu den Füßen in weiße Mäntel gehüllt, wandelten auch hier würdevoll einher und schauten, die ruhige Miene des Orientalen auf den braunen Gesichtern, gleichgültig aus dem hellen Faltenwurf.

„Wir sind im Araber-Viertel,“ sagte der Fremdenlegionär. „Hier hat das europäische Gestahe ein Ende. Und hier“ — er trat in ein maurisches Café — „sind wir am Ziel.“

Ein bunter Raum nahm die beiden auf. Araber saßen mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem mosaikgeplasterten Steinboden, rauchten und lauschten traumverloren in feierlichem Schweigen den Klängen einer einformigen Tambourin-Musik. Leo Bürger schritt an ihnen vorüber, einem abgeteilten Plaze zu, auf dem Tische und Stühle für europäische Besucher bereit zu stehen schienen. Dort setzten sich die Freunde, und als der von dem Legionär geforderte Kaffee als dunkler, duftender Trank in kleinen Tontassen vor ihnen stand, tat Leo Bürger einen tiefen Zug von dem starken, süßen Gebräu und sagte aufatmend: „Das hat mir schon oft friedliches Vergessen beschert; 's ist ein Tropfen Opium drin.“ Er zündete sich eine Zigarette an und sah träumerisch den bläulichen Wolken nach, die in dem dämmrigen Raume verschwanden.

Ludwig Sandmann betrachtete prüfend den Freund, um zu ergründen, was ihm die einst so vertrauten Züge zuerst und auch jetzt noch hin und wieder so fremd erscheinen ließ. Die Zeit allein konnte es nicht wohl sein. Fünf, sechs Jahre waren immerhin erst seit ihrem letzten Beisammensein vergangen. Und jetzt wußte er es: rund und voll und frischgerötet war Leo Bürgers Gesicht damals gewesen, und jetzt war aus dem Wangenrund ein langes Oval geworden, und über die hageren, scharfen Linien spannte sich eine lederfarbene Haut. Und diese Veränderung erzählte eindringlicher als lange Reden von schwerster, über die Grenze der Leistungsfähigkeit gehender Körper-Anstrengung, von Entbehrung und wildem Leben.

Der Legionär erwachte aus seinem Brüten, wandte sich hastig dem Freunde zu und bat: „Nun erzähl' mal noch rasch, was eigentlich aus Dir geworden ist?“

Der andere berichtete kurz über Amt und Würde und Zweck seiner Reise, und Leo Bürger nickte:

„Na ja, Universitätsprofessor der Altertumskunde! So was mußte ja aus Dir werden, das war ja sonnenklar! Und nur zu Deinem Vergnügen läufst Du jetzt in diesem verwünschten Sandloche herum und gräbst in dem römischen Schutte und suchst, ob aus den Trümmern nicht noch irgend etwas Neues über die alte Heidenwirtschaft herauszuklauben ist, damit dann noch

ein gelehrtes Buch mehr in die Welt hineingeschrieben werden kann? Na ja, „jedes Tierchen hat sein Plaisierchen“ — also laß Dich nur zum Späße von der Sonne braten! Unsereiner flucht zum Gotterbarmen, wenn er sich auf wahnwitzigen Märschen in dieser reizvollen Gegend herumtreiben muß.“

Er zog wieder nervös die langen Schnurrbartenden durch die Finger, und der Professor erinnerte: „Du wolltest ja beichten! Ich fasse es nicht, daß Du so enden sollst, Du mit deinem schönen Talent! Du hattest doch auch einen guten Anlauf genommen. Ich habe auf den Ausstellungen doch Bilder von Dir gesehen und habe Kritiken über Dich gelesen. Und ich hab' immer gewartet, daß eines Tages etwas ganz besonderes von Dir herauskommen würde. Aber seit einigen Jahren war alles stumm. . .“

Leo Bürger stieß einen Seufzer hervor. Dann berichtete er: „Mein Unglück hat vor etwa drei Jahren in München angefangen! Damit, daß die niedliche kleine Dollarprinzess, die sich von mir malen ließ, einen ekligen Zanteke zum Vater hatte. Der alte Kerl glaubte nicht an unsere ewige Liebe, die wir ihm so rührend versicherten. Er bezahlte mich gut, kaufte mir zum Trost noch ein paar Bilder ab, damit Daisy eine nette Erinnerung hätte, und reiste dann kaltlächelnd mit dem Töchterlein heimwärts! Was sollte ich trauernder Hinterbliebener beginnen? Ich ging mit meinem unerwarteten Mammon nach Paris und wollte dort weiter studieren. Aber studiere einer mal in Paris! Ausgerechnet in Paris! Ich hab' ja auch mal gearbeitet, aber nicht gerade im Louvre. Ich hab' lieber nach der Natur gezeichnet. Sieh mal her, hier hab' ich noch einige Zeugnisse meines Fleißes.“

Er zog ein Taschenbuch und suchte darin. Dann bot er über das Tischchen dem Freunde einige lose Blätter.

Der Professor prüfte aufmerksam die flüchtigen Striche, durch die ein geschmeidiges Figürchen, ein pikanter Kopf mit großen, schwarzen Spitzbubenaugen gebildet war.

„Ein süßer, kleiner Kerl, meine niedliche Marquise, nicht wahr?“ fragte der Fremdenlegionär. „Ach ja, Edmee ist meine letzte nette weibliche Erinnerung!“

„Die letzte?“ sagte der Professor und sah zweifelnd auf.

Leo Bürger erwiderte unwirsch: „Denkst Du, hier gibt sich eine von den Spanierinnen oder Französinen mit einem Legionär ab? Nee! Diese Uniform ist der reine Jugendmantel.“

Ueber das ernste Gesicht des Gelehrten huschte ein leises Lächeln. Das mochte freilich eine bittere Erfahrung für den verwöhnten Don Juan sein, der ihm da gegenüber saß, die

kleinen Meisterskizzen noch einmal mit zärtlichem Blick betrachtete und dann wieder zu sich steckte.

„Also weiter im Texte,“ fuhr der ehemalige Maler fort. „Daß ich mit Hilfe der kleinen Edmee bald mit meinem Mammon fertig war, wirst Du Dir denken können. Eines schönen Tages befand ich mich zu meinem höchsten Erstaunen vis-à-vis de rien. Und da, als ich mir gerade überlegte, ob ich durch einen Sprung in die Seine die Morgue bereichern sollte, stand plötzlich ein Herr neben mir, ein Franzose. Er redete mich an, vollendet lebenswürdig. Und als ich den Sinn seiner Rede begriff — heulte ich, weil's noch Menschenfreundlichkeit auf der Welt gab und Selbstlosigkeit. Der Herr hatte mir mein Elend angesehen und wollte mir helfen! Zunächst sollte ich mal mit ihm essen, dann wollten wir weiter beraten. . .“ Der Legionär schnitt einen Einwurf Sandmanns rasch ab. „Nicht wahr, — wie ich — ausgerechnet ich! — so dumm vertrauenselig sein konnte? Ich werd' Dir mal was sagen: hungere einmal zwei Tage in einer wildfremden Stadt, in fremden Lande, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche. Dann begreifst Du's. Eher nicht! Also ich ging mit und saß bald mit grenzenloser Seligkeit in einem noblen Restaurant vor einem gedeckten Tische. Ich rieche noch den Duft der Potage Windsor. . . Dann legen sich allerdings graue Nebel über mein Gedächtnis. Ich muß von Anfang an sehr rasch getrunken haben, und der Wein war stark. Jedenfalls seht mein Bewußtsein erst am nächsten Morgen wieder ein. Da erwachte ich in einem fremden Bette, in einem fremden Zimmer, angesichts eines fremden Herrn, der zwar auch äußerst höflich war, mir aber mit unangenehmer Bestimmtheit mit Hilfe meiner mir präsentierten eigenhändigen Unterschrift klar machte, daß ich mich auf fünf Jahre in der Fremdenlegion verpflichtet hätte.

Zuerst wütete ich. Ich war doch zu dumm in die Falle des Werbers gegangen. Dann als ich einsah, daß es keine Hilfe gab. . .“

„Auch nicht bei der Botschaft?“ unterbrach der Professor heftig.

„Auch da nicht! Also: mit einem Mal kamen die Abenteuerlust und die Neugier auf das bunte Leben. Und vor allem: die entsetzliche Sorge ums tägliche Brot war ich nun los. Ich ließ mich denn auch ganz vergnügt hierher transportieren und — hier wurden mir sehr bald die Augen geöffnet!“

„Worüber?“

„Daß die Legion eine ganz gemeine Ausnützungs-Anstalt des Unglücks, der Dummheit und manchmal auch des Verbrechertums ist. Alles flüchtet hierher und wird hier härter gestraft, als von den zuständigen Gerichten

seiner Heimat. Wenn man das doch endlich den Menschen klarmachen könnte! Wenn die Narren doch endlich einsehen lernten, daß sie hier für vier Pfennige täglich arbeiten müssen wie Sklaven! Als freie Männer könnten sie durch die gleiche Kraftaufwendung zu einem Vermögen kommen.“

Der Legionär hielt erbittert inne. Des Professors Auge sah unwillkürlich auf die Hand des Freundes, die wieder in der Erregung an dem Schnurrbarte zog. Und jetzt fiel ihm zum ersten Mal auf, was aus der feingliedrigen, schlanken, wohlgepflegten Künstlerhand geworden war. Diese braunen, verquollenen Finger mit der zerrissenen, verschrammten Haut sprachen deutlicher noch als Leo Bürgers Worte. Der Legionär bemerkte den Blick. Er versteckte eilig die häßlich gewordene Hand und sagte melancholisch: „Mit der Maniküre ist's vorbei! Na ja — wer lange hier bleibt, wird so oder so zum Krüppel und endet als Bettler. Denn Frankreich gibt ihm nichts.“

„Warum suchst Du nicht loszukommen?“ fragte der Professor.

„Desertieren? Damit die arabischen Gendarmen einen fangen und schlimmer wie einen Hund behandeln? Nein — wer nicht ganz sichere Chancen hat, soll das bleiben lassen.“ Er stockte — ein Gedanke schien ihn zu überraschen; er sah dem Freunde rasch ins Gesicht. Dann lachte er auf. „Braun bist Du ja wie unsereins, und Dein wilder Schnurrbart paßt besser für einen Krieger, als für einen Gelehrten,“ sagte er amüsiert, „und dicker bist Du immer noch nicht geworden. Aber ich,“ er sah an sich herab und streckte die abgemagerten Glieder, „na ja — ich hab' hier eine Entfettungskur durchgemacht. Ich hab' nun nichts mehr vor Dir voraus.“

Die scherzhaft klingenden Worte entlockten dem Professor kein Lächeln. In die Sprache des Freundes war plötzlich ein rätselhafter Unterton gekommen; es war wie leeres Geschwätz, dem das Denken der Seele fernsteht. Und dann begann sich auch über Ludwig Sandmann eine seltsame Müdigkeit zu legen. Er kämpfte mit den schwer werdenden Lidern und sagte mit schleppender Zunge: „Ich weiß nicht, mir ist so eigen!“

Der Legionär wandte sich ihm hastig zu; dann lachte er: „Du bist das Opium nicht gewöhnt; ich habe nicht daran gedacht, und Du hast mehrere Tassen Kaffee getrunken. Komm, ich bring' Dich nach Haus.“

Er stand auf, bezahlte den arabischen Wirt und trat mit dem Freunde auf die Straße hinaus. Hier zögerte er einen Augenblick, dann sagte er entschlossen: „Sandmann, kannst Du mir . . .“ Er stockte nun doch wieder.

„Wieviel?“ fragte der Professor und mußte trotz seiner Schläfrigkeit lächeln. Die Bitte war ja vorauszusehen gewesen.

„200 Franken,“ murmelte der Legionär und sah zu Boden.

Der Professor fand die Summe etwas hoch für eine freundschaftliche Anleihe auf Nimmerwiederssehen; aber der arme Teufel da vor ihm tat ihm leid. Er griff nach der Brusttasche.

„Nicht hier,“ sagte der Legionär, „Du wohnst doch in einem Hotel? Schön! Dort also.“

Sie gingen miteinander durch die finstern gewordenen Gäßchen und schritten über den im Glanze elektrischer Bogenlampen strahlenden Place Carnot. Leo Bürger grüßte mehrere Male ihnen begegnende Offiziere, und einer dankte lachend und warf einen amüsierten Blick auf den Begleiter seines Untergebenen.

Endlich waren sie in dem Hotelzimmer, und Ludwig Sandmann zählte mehrere Scheine aus seiner Brieftasche ab. Die hellen Augen des Legionärs blickten fieberhaft. „Hast Du kein rundes Geld?“ fragte er. „Das wäre mir lieber.“

Der Professor nahm einen anderen Geldbehälter, der Legionär griff nach der auf dem Tisch liegenden Brieftasche: „Verzeih — ich will nur sehen — nein — diese Scheine müßte ich doch erst wechseln lassen —.“ Er schien bei dem Durchblättern der Papiere einmal zu stutzen, ein Blick flog zu dem andern, der sich in seiner Müdigkeit verzählt hatte und nun noch einmal rechnete. Leo Bürger atmete auf und beugte sich über die Tasche, dann gab er sie zurück. „Hier,“ sagte er, „da sind Deine Scheine richtig wieder.“ Er zählte sie einzeln vor, die Zahl stimmte, und der Professor lachte herzlich.

„Du bist ja furchtbar peinlich in Geldsachen geworden. Und hier sind deine 200 Franken.“

Die braunen, häßlich gearbeiteten Finger strichen sie in wilder Hast ein. Dann fühlte Sandmann einen heißen Druck seiner Rechten und hörte ein leises: „Hab' Dank und lebe wohl.“

„Ich seh Dich doch morgen?“ fragte er.

Der Legionär erwiderte rasch: „Nein — unmöglich — ich hab' morgen — richtig — Extra-corrée, d. h. Strafarbeit. Bleibst Du noch lange?“

„Bis übermorgen!“

„Dann amüsier' Dich gut! Ich kann Dich, wie gesagt, nicht mehr auffuchen! Lebe wohl!“

Ludwig Sandmann sah kopfschüttelnd der schlanken, bunten Gestalt nach, die eben hinter der Tür verschwand.

* * *

Der Süd-Zug lief in den Bahnhof von Oran ein. Ein arabischer Gendarm stand würdevoll auf dem Bahnsteig und ließ seine dunklen

Augen musternd über die Aussteigenden laufen. Dann folgte er einem mittelgroßen, hageren Herrn, dessen braungebranntes Gesicht der breite Schild einer weißen Mütze tief beschattete.

„Pardon, Monsieur,“ sagte der Goum höflich, „darf ich bitten, Ihren Namen?“

Der Herr im Leinenanzug schien verwundert aufzusehen. Dann erwiderte er lächelnd: „Ludwig Sandmann, Professor aus Deutschland.“

Auch der Araber in französischen Diensten lächelte. „Bitte, Ihre Legitimation!“

Der Professor zuckte ein wenig ungeduldig mit den dichten Brauen, dann zog er seine Brieftasche und suchte, wieder heiter geworden, in ihren Fächern. Allmählich schwand die lächelnde Sicherheit von seinen Zügen, er begann nervös in die Taschen zu greifen, während die Miene des Gendarmen immer vergnügter ward. Und als der Fremde endlich ratlos und verblüfft zu ihm aufsaß, sagte er wohlwollend: „Geben Sie sich keine Mühe, Monsieur! Sie werden keine Legitimation finden; denn Sie sind der Fremdenlegionär August Lehmann, Nr. 16 572 — vorgestern Abend vom 1. Regiment in Sidi-bel-Abbes desertiert.“

Im Büro der Kaserne des 1. Fremdenregiments in Sidi-bel-Abbes stand der Goum mit seiner Beute vor dem Kapitän August Lehmanns. Und der liebenswürdig lächelnde, schlanke Franzose bestätigte dem immer enttäuschter dreinsiehenden Sohn des Landes, was der wachthabende Korporal auf dem Bel-Abbeser Bahnhofe ihm bereits lachend versichert hatte: „Daß er einen falschen bringe.“ Verbindlich wandte er sich an den Deutschen, in dessen Gesicht Verdruß und beginnender Humor kämpften, und erklärte, es sei eine sehr bedauerliche, aber sehr entschuld bare Verwechslung; denn wenn auch keine Ähnlichkeit zwischen Monsieur und August Lehmann vorhanden sei, so passe das Signalement in Bezug auf Figur, Haar, Schnurrbart, Hautfarbe, Augen auf beide völlig. Und dann, warum führe Monsieur auf solcher Reise keinen Paß?

„Aber der ist mir ja nur auf unerklärliche Weise abhanden gekommen! Vor drei Tagen habe ich mich noch durch ihn auf dem Credit Lyonnais legitimiert. Und in Oran war er spurlos verschwunden.“

Der Franzose zuckte bedauernd die Achseln. „Ich will, damit Sie nicht noch einmal incommodiert werden, Monsieur ein Zeugnis ausstellen, daß Sie nicht mit unserem Ausreißer identisch sind.“

Er setzte sich an einen Tisch, und der Deutsche sagte erfreut: „Die Wahrheit meiner Angaben

kann mir ein Bekannter bezeugen, den ich hier wiedergesehen habe, und der jetzt in Ihrer Legion dient.“

Der Offizier sah interessiert auf. „Bitte, sein Name?“

„Leo Bürger, früher Kunstmaler, Deutscher.“

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „In meiner Kompagnie gibt's keinen mit diesem Namen.“ Plötzlich stutzte er, faßte den Deutschen schärfer ins Auge und fragte lebhaft: „Ist Monsieur mit dem Freund, von dem Sie sprechen, vor ein paar Tagen über die Place Carnot gegangen.“

Der Deutsche nickte.

Der Kapitän lachte aus vollem Halse: „Aber das war ja August Lehmann, Nr. 16 572! Ich habe Sie zusammen gesehen. Ihr Freund hat uns seinerzeit natürlich einen falschen Namen angegeben! Das macht nichts! Und natürlich hat er sich jetzt mit Ihrem Paß dekoriert — das ist der Legionsausdruck für: jemandem etwas ausführen. Sie müssen irgendwie unvorsichtig gewesen sein. Und nun ist uns August Lehmann glücklich durch die Lappen gegangen. Dank Ihres Passes ist er hier — oder ein paar Stationen weiter nördlich, und in Oran glatt durch die Perronsperren gekommen. Dann ist er nach Marseille gefahren und jedenfalls schon über der italienischen Grenze. Uebrigens — er muß viel Geld gehabt haben. Diese Flucht ist teuer; schon die Zivilkleider kosten erheblich.

Im Ghetto, wo sie besorgt werden, schenkt man nichts. Sie sehen, wir kennen alle Schliche und sind zuweilen doch machtlos.“

Einen Augenblick war Ludwig Sandmann ein jäher Schreck gekommen: wenn der kleine Franzose argwöhnisch wurde, wenn er fragte, wenn die „geliebten“ 200 Franken falsch gedeutet wurden!

„Hier ist Ihr Ausweis, Monsieur! Adieu, glückliche Reise!“ lächelte der Kapitän jetzt. Der Professor atmete auf.

Als Ludwig Sandmann etwa eine Woche später sein deutsches Heim betrat, fand er einen Brief vor. Beim Öffnen entfiel demselben der abhanden gekommene Paß. Und ein paar Zeilen lagen bei: „Bürnst Du sehr? Ich nahm den Paß, als ich ihn so lockend zwischen Deinen Scheinen fand, heimlich, um Dich nicht in ein Dilemma zu bringen. Hat ich Dich drum, so kam Deine Gewissenhaftigkeit mit Deinem guten Herzen in Konflikt. Außerdem im Falle der Entdeckung schützte Dich Deine völlige Ahnungslosigkeit. Ich aber bin dank meines kühnen Griffes ein freier Mann! Und sollte ich noch hochkommen im Leben, dann siehst Du mich und Deine 200 Franken wieder. Also — eventuell auf Wiedersehen. L. B.“

Im Gesicht des Professors kämpften wieder einmal Ärger und Lachen. Schließlich siegte das letztere. Dann aber sah er nachdenklich vor sich hin: würde das Wiedersehen stattfinden?

Nach der Ernte

Nun ruht das letzte Erntefuder
Hoch hinter sicherer Scheunenwand.
Ein stilles Träumen müder Tage
Liegt auf verglühtem Ackerland.

In dürren Stoppeln nur die Spenden
Verlorner Aehren, halmerschlafft,
Die, frohbewegt, mit harten Händen
Gebückte Armut sorgsam rafft.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf